

Lohmeyer-Wislicenus

Auf weiter Fahrt

Deutsche Marine und Kolonialbibliothek

Volksausgabe

Bearbeitet von G. Gramberg

Band II

Berlin
Verlag von Wilhelm Weicher

Auf weiter Fahrt

Volksausgabe

II. Band

Lohmeyer-Wislicenus

Auf weiter Fahrt

Selbsterlebnisse zur See und zu Lande

Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek

Volksausgabe

Bearbeitet von

G. Gramberg

Rektor in Berlin

II. Bändchen

Mit 5 Vollbildern

6tes bis 13tes Tausend





Leipzig und Berlin
Verlag von Wilhelm Weicher
1908



Inhaltsverzeichnis.



Zum Geleite!

Die Volksausgabe „Auf weiter Fahrt“ verdankt ihre Entstehung der freundlichen Anregung erprobter Schulmänner, die die prächtigen Schilderungen dieses von Julius Lohmeyer begründeten Unternehmens gern weiteren Kreisen zugänglich gemacht sehen wollten.

Die Verlagsbuchhandlung hat zunächst fünf Bändchen zusammenstellen lassen und für deren Bearbeitung Herrn Rektor Gramberg-Berlin gewonnen. Diese unter besonderer Berücksichtigung des Alters von 12—14 Jahren zusammengestellten Bändchen sollen das Hauptwerk dort ersetzen, wo für dessen Aufsätze das Verständnis nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden kann. Finden diese Bändchen den erhofften Beifall, so werden weitere folgen.

Die große Ausgabe wird unter der bewährten Leitung des Herrn Kapitänleutnant Wislicenus in zwangloser Weise im Sinne des Begründers fortgeführt werden.

Möchten die schlichten, lebenswahren Schilderungen dazu beitragen, in weiten Kreisen das koloniale Interesse und das Verständnis für die kolonialen Aufgaben anzuregen und zu vertiefen; möchten die Bände immer mehr Eingang finden in den deutschen Familien, Schulen und Büchereien!

Allen den Herren Mitarbeitern spreche ich auch an dieser Stelle meinen lebhaftesten Dank für die wertvolle Unterstützung aus, die sie mir bei Durchführung des Unternehmens jederzeit haben zu teil werden lassen.

Leipzig, Ostern 1906.

Wilhelm Weicher.

Inhaltsangabe der Volksausgabe.

Jeder Band ist mit 5 Bildern geschmückt.

Das Inhaltsverzeichnis der großen Ausgabe befindet sich am Schluß dieses Bändchens.

Das erste Gefecht unserer Marine auf afrikanischem Boden.

Erinnerungen aus der Seekadettenzeit.

Von Vizeadmiral Kühne.

er heute in Kiel von der Höhe von Bellevue aus seinen Blick über den herrlichen Hafen schweifen läßt, wenn sich dort die Übungsflotte versammelt hat, und das Achtung erweckende Bild erschaut, das er dann bietet mit den mächtigen Kolossen der Panzergeschwader, den zahlreichen, schlanken Kreuzern, den vollgetakelten Schulschiffen, den pfeilschnell dahinjagenden Torpedobootsdivisionen, kurz, all dem großartigen Marineleben, das sich dort entwickelt: der würde sich wohl kaum eines Lächelns enthalten können, würde plötzlich sein Blick rückwärts gewendet auf das kleine Geschwader von fünf Schiffen und Schiffchen, das sich, fast die gesamte Macht der jungen preußischen Marine darstellend, vor 45 Jahren, zu Anfang Mai 1856, auf der Danziger Reede sammelte. Und doch kann wohl heute der Seeoffizier, der auf der Kommandobrücke eines der Linienschiffe steht, wenn die Übungsflotte in voller Stärke den Hafen verläßt, kaum mehr Stolz und Hochgefühl empfinden, als wir es taten, die wir damals mit jenem kleinem Geschwader die Reise antreten sollten. War es doch das erste größere Geschwader, das unsere junge Marine unter dem Kommando ihres Prinz-Admirals, des Prinzen Adalbert von Preußen, in den Atlantic entsandte. Das Geschwader bestand aus der Raddampfkorvette „Danzig", der Segelfregatte „Thetis", der kleinen Korvette

„Amazone", dem Schoner „Frauenlob" und dem ehemaligen Transportschiff „Merkur". Die „Danzig", das erste auf einer preußischen Werft (Danzig) erbaute größere Kriegsschiff, an dessen Bord der Prinz Adalbert seine Flagge gehißt hatte, war ein für damalige Verhältnisse recht starkes Schiff. Es hatte eine starke Maschine, mit der es bis zu zwölf Knoten*) Fahrt laufen konnte, eine besonders starke Ausrüstung, zwölf 68pfündige Bombenkanonen und eine Besatzung von 250 Mann. Die flinke „Thetis" hatten wir das Jahr vorher von England eingetauscht. Die „Amazone" war das älteste Schiff, so zu sagen die Mutter unserer Marine. Der kleine Schoner „Frauenlob" war das jüngste Kind derselben, das wenige Jahre später einen frühzeitigen Tod in den empörten Wellen des Stillen Ozeans fand, bald gefolgt von der alten „Amazone", die mit ihrer gesamten Besatzung an den Bänken der holländischen Küste im Sturm unterging. Die Gesamtstärke der Besatzung des Geschwaders betrug nahezu 900 Mann — eine noch nicht dagewesene Machtentfaltung unserer Marine.

Nachdem wir einige Zeit in der Ostsee gekreuzt und manövriert hatten, ging's durch Sund und Kattegat nach der Nordsee. Hier wurde aber doch schon der alte „Merkur" in Gnaden entlassen und nach Hause geschickt, als ungeeignet, im Geschwader zu manövrieren. Im Kanal wurden dann die „Thetis" und „Frauenlob" vorausgeschickt, während der Prinz mit der „Danzig" Cherbourg einen Besuch abstattete. Der Empfang dort war nicht übermäßig freundlich, sondern ziemlich kalt.

Nach Wiedervereinigung mit den anderen Schiffen in Falmouth wurde die Reise in den Atlantischen Ozean angetreten. Während dieser Reise fand nun ein so strammes, anstrengendes Geschwaderexerzieren statt, wie vielleicht später kaum jemals wieder. In Madeira fand dieses Exerzieren sein Ende. Das Geschwader löste sich auf, und die Schiffe desselben gingen ihren weiteren Bestimmungen entgegen. „Thetis" und „Frauenlob" segelten nach Südamerika,

*) Knoten = Schiffsausdruck für Seemeile (1852 m).

„Amazone“ kehrte nach der Ostsee zurück; die „Danzig“, mit dem Admiral an Bord, sollte eine Mittelmeerreise unternehmen. Bevor wir indes in die Straße von Gibraltar einliefen, unternahm der Prinz Adalbert eine Erkundungsfahrt längs der Marokkanischen Westküste. Wie es ja heute noch kaum anders ist, waren damals die Zustände in Marokko sehr ungezügelte und hatten alle europäischen Staaten vielfachen Grund zu ernsten Beschwerden über Verletzungen ihrer Rechte und Vergewaltigungen ihrer Untertanen. Namentlich war die Jahrhunderte alte Seeräuberei Marokkos und der Berberstaaten wieder dreister geworden und zur neuen Blüte gelangt. Mehrere Fälle kecker, mit Grausamkeit vollführter Seeräuberei wurden bekannt. Infolgedessen bahnten sich zwischen den europäischen Mächten Verhandlungen über ein gemeinsames Vorgehen gegen Morokko an, und auch Preußen hatte Grund, sich an diesem ernstlich zu beteiligen, da einige Zeit vorher die preußische Brigg*) „Flora“ von der nordmarokkanischen Küste während einer Windstille von Seeräubern überfallen und vollständig ausgeplündert worden war.

Namentlich war es der Prinz Adalbert gewesen, der seinen ganzen Einfluß in Berlin daran gesetzt hatte, die preußische Regierung zu einem tatkräftigen Vorgehen gegen Marokko zu drängen. Seine glühende Vaterlandsliebe und vor allem sein Stolz als Admiral der jungen preußischen Marine, empfanden die der preußischen Flagge angetane Vergewaltigung als Schmach, und es drängte ihn, dem Vaterland die Notwendigkeit der Stärkung seiner Seemacht vor Augen zu führen. Er wollte Preußen nicht beiseite geschoben sehen, wenn die anderen Mächte sich Genugtuung und damit Vorteile von Marokko verschafften. Vorläufig wollte der Prinz die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die Küste einer genauen Erkundung zu unterwerfen, gegen die er doch über kurz oder lang, wie er noch immer hoffte, mit seiner Flotte kriegerisch vorgehen würde.

So ging denn unsere Fahrt von Madeira aus zunächst nach Magadore, der südlichsten Küstenstadt Marokkos, und von da nord-

*) Brigg, ein Segelschiff mit zwei Masten.

wärts längs der Küste hinauf bis zur Straße von Gibraltar. Vor Magadore und jedem der vier bis fünf anderen größeren Küstenplätze wurde geankert. Zwei Boote, deren Mannschaften ihre Waffen im Boot zu verbergen hatten, brachten den Prinzen mit einigen Begleitern an Land, um dann den dortigen Befestigungen einen Besuch abzustatten, ohne sich um den Einspruch der dortigen Besatzungen zu kümmern. Daß alles dabei ohne ernsten Zwischenfall abgegangen ist, ist nachher uns selbst ein Rätsel gewesen. Wir sind gar manchmal des Prinzen halber ernstlich besorgt gewesen, um so mehr, als diese sogenannten Spaziergänge stets unbewaffnet unternommen wurden.

Zu Anfang August ankerte dann die „Danzig“ vor Gibraltar, wo dem Prinzen und uns allen seitens des Gouverneurs ein ganz außerordentlich herzlicher, gastfreundlicher Empfang zu teil wurde, der auch heute noch zu den angenehmsten Erinnerungen meiner schönen Seekadettenzeit rechnet. Gern wären wir noch ein paar Tage länger dort geblieben; doch schon am 4. August wurden wieder die Anker gelichtet und nun die Erkundungsfahrt an der Nordküste Marokkos wieder aufgenommen. War die Westküste flacher, nur zuweilen wenig eingebuchteter Strand gewesen, von dem große Schiffe sich in bedeutender Entfernung halten müssen, so gewährt die Nordküste einen um so schöneren Anblick. Das mächtige Atlasgebirge tritt hart an die Küste heran mit steilen Abhängen, mächtigen, terrassenförmigen, von wilden Schluchten durchschnittenen Gebirgszügen mit hohen, himmelwärts strebenden Bergkuppen. Vor der Küste liegen noch häufig Felsen und Klippen und bilden so recht geeignete Verstecke für die Seeräuber, die ja seit Jahrhunderten den Schrecken jener Küste gebildet, und von denen die früheren Romane und Erzählungen Schauergeschichten berichteten. Was Wunder, wenn auch unsere Einbildungskraft neue Nahrung bekam, und wir nun aus jeder Bucht Seeräuberfeluken*) hervorzukommen erwarteten.

---

*) Feluke = kleines Ruderschiff.

Am 6. August morgens, als wir in ziemlicher Nähe längs der Küste dampften, bemerkte der Admiral, der oben auf der Kommandobrücke stand, in einer Bucht, halb versteckt, zwei stark besetzte und bewaffnete Feluken. Sofort wurde die Maschine gestoppt (anhalten), die Boote wurden bewaffnet, und der Prinz fuhr mit denselben der Küste zu. Doch kaum war dieses von den fremden Fahrzeugen bemerkt worden, als sie sich ganz unter Land zurückzogen. Als unsere Boote sich diesem näherten, bemerkten wir, daß überall hinter Klippen und Gebüschen bewaffnete Leute zu Hunderten versteckt lagen, die jeden Landungsversuch verhindert haben würden. Da der Admiral nur erkunden wollte, fuhren die Boote in genügsamer Entfernung eine Zeitlang längs der Küste hin, um dann an Bord zurückzukehren. Unterwegs griffen wir noch ein spanisches Boot auf, von dem wir erfuhren, daß weiter östlich, am Kap Tresforcas (drei Spitzen), der Hauptschlupfwinkel der Seeräuber sei und auch jetzt dort einige bewaffnete Feluken lägen; dort seien auch schon mehrfach Schiffe überfallen und geplündert worden. Der Admiral beschloß nun, dort genaue Erkundung vorzunehmen. Die Boote wurden wieder gehißt; die „Danzig" dampfte wieder seewärts aus Sicht der Küste und richtete Lauf und Fahrt so ein, daß sie mit Tagesanbruch beim Kap Tresforcas ankerte. Sofort wurden die Boote wieder bewaffnet und die Fahrt angetreten, nachdem der Prinz den kaum zu zügelnden Kampfesmut der Mannschaft dadurch gedämpft hatte, daß er in einer Ansprache sagte, es könne nicht seine Ansicht sein, einen Angriff auf die Küste zu machen, wohl aber würde er die Ehre unserer Flagge zu schützen wissen, wenn diese angegriffen werden sollte.

Während nun die Boote ruhig längs der Küste hin ruderten, fielen plötzlich von dort einige Schüsse, deren Kugeln über unsere Boote hinwegpfiffen. Dies wurde vom Prinzen als ein feindlicher Angriff, als eine Verletzung der Ehre unserer Flagge, angesehen. Von den Booten aus wurden die feindlichen Schüsse durch einige Gewehrsalven erwidert, die Boote kehrten dann an Bord zurück, um sich noch besser für den Angriff vorzubereiten. An Bord wurde Generalmarsch geschlagen, das Schiff klar zum Gefecht gemacht und Anker

gelichtet. Nachdem die Boote noch mehr Schießbedarf und Mannschaften an Bord genommen, wurde so nahe wie möglich an die Küste gedampft und diese unter einem starken Feuer von Bomben und Kartätschen gehalten, unter dessen Schutz die Boote schnell dem Land zu ruderten, während auf allen umliegenden Bergkuppen Feuerzeichen brannten, und wir von allen Seiten, aus allen Schluchten und Schlupfwinkeln immer mehr anwachsende Massen von Marokkanern herbeiströmen sahen. Unser Landungskorps, den Prinzen mit eingerechnet, bestand aus 66 Mann. Ein unangenehmer Umstand hatte sich gleich beim ersten Wechseln der Kugeln gezeigt, nämlich, daß die Marokkaner mit ihren langen Flinten viel weiter schossen, wie wir mit unseren alten Musketen, die damals leider noch unsere Bewaffnung an Bord der „Danzig“ ausmachten, während „Thetis“ schon für ihre Reise versuchsweise mit Zündnadelgewehren ausgerüstet worden war. Dieser Umstand wurde uns namentlich beim Rückzuge verhängnisvoll, da die Kugeln der Feinde noch lange in unsere Boote hineinschlugen, während die unsrigen die Küste nicht mehr erreichten.

Mir persönlich war es leider nicht vergönnt, mit zu landen, so sehr ich darum gebeten hatte. Mein Dienst hielt mich bei den Geschützen zurück. Erst nachher konnten wir uns etwas mit dem Gedanken trösten, daß auch wir an Bord zur vollen Geltung gekommen waren, indem das wohlgezielte Feuer unserer Geschütze die Feinde abgehalten hatte, sich unserer Boote zu bemächtigen und den Unsrigen den Rückzug abzuschneiden.

Mit aller Kraft ruderten unsere Boote einer Stelle der Küste zu, deren Sandstrand einer Landung günstig schien, und kaum berührten sie den Grund, als die Mannschaften, den Prinzen Adalbert voran, ins Wasser sprangen, bis an die Hüften durchs Wasser watend. Nur eine geringe Bootswache blieb zurück. Die anderen stürmten vorwärts unter dem scharfen Feuer des hinter Klippen, Steinen und Büschen liegenden Feindes, das uns gleich zwei Tote kostete. Vor unseren tapferen Leuten lag zunächst eine etwa 150 Fuß hohe, steile Wand, mit Gestrüpp und Steingeröll bedeckt. Hier ging's hinauf, indem sich die Leute von Busch zu Busch empor=

arbeiten mußten, wobei sie dem ziemlich beleibten Prinzen helfen mußten. Oben fand sich eine Hochebene, auf der nun das Gefecht zum Stehen kam. Die Feinde, deren Zahl sich von Minute zu Minute steigerte und auf 500—600 anwuchs, lagen in guter Deckung, während die Unserigen mit mehr Tapferkeit und Kampfesmut als Umsicht vorwärts stürmten, sich wenig um Deckung kümmernd. Erhebende Szenen kennzeichneten den Geist, der unsere Mannschaft in ihrer Feuertaufe beseelte. — Ein kleiner, rotwangiger Schiffsjunge, der sich doch unbemerkt mit ins Boot gestohlen hatte, stürmte, nur mit einer Pistole und einer Schiffslanze in der Hand, vor, bis ihn eine Kugel niederstreckte. Da war auch ein alter 60jähriger Bootsmannsmaat mit schneeweißem Haar, noch der holländischen Marine entstammend. Dieser ergriff eine Bootsflagge, stellte sich neben den Admiral und rief: „Na, Königliche Hoheit, nu werd ich Preuß, und wenn ich falle, dann falle ich unter meiner Flagge!" Da zerschmetterte ihm auch schon eine Kugel den Unterkiefer und fast gleichzeitig traf den Prinzen eine Kugel am rechten Knie, so daß er von einem Kadetten und einem Matrosen aus der Feuerlinie getragen werden mußte. Gleich darauf wird auch der Adjutant des Prinzen, der Leutnant zur See I. Kl. (Kapitänleutnant) Niesemann, in der Brust verwundet. Trotzdem stürmt er, die Admiralsflagge in der Hand, vorwärts, bis er, von einer zweiten Kugel durchbohrt, mit dem Rufe: „Rächt meinen Tod, grüßt meine Frau!" niedersinkt. — Dreiviertel Stunde etwa hatte das Gefecht hier oben gedauert, da wurde bemerkt, daß der Feind in großer Masse durch eine Schlucht seitwärts nach unseren Booten drängte und diese in größter Gefahr waren, von ihm genommen zu werden. Schon dicht bei ihnen ist der Feind; die nächsten Augenblicke konnten den Unseren mit Verlust der Boote den Untergang bringen. Da schlugen kurz hintereinander einige unserer 68pfündigen Granaten in die Schlucht und krepierten mitten zwischen den Feinden, die nun in wilder Flucht wieder in die Schlucht zurückstürmten. Für die Unserigen dort oben war dies doch das Zeichen zum Rückzuge um so mehr, als auch der Schießbedarf anfing, knapp zu werden. Der

Rückzug den steilen Abhang hinab, unter dem fortgesetzten Feuer der Feinde, war sehr schwierig, namentlich in Anbetracht der Schwerverwundeten, die mitgenommen werden mußten. Leutnant Ewald besetzte mit 12 Mann den Rand der Hochebene, bis die übrigen den Abstieg bewerkstelligt hatten und stürmte dann auch mit seinen Leuten den Booten zu. Der Prinz wurde von einem strammen Matrosen, einem echten Pommer, den Berg hinuntergebracht. Die Einschiffung der Mannschaften in die Boote konnte nicht ohne schwere Opfer geschehen, und gerade in den Booten verloren wir noch mehrere Tote und Schwerverwundete.

Der Anblick der an Bord zurückkehrenden Boote gewährte von Bord der „Danzig“ aus einen schauerlichen Anblick. Über den Duchten (Ruderbänken) hingestreckt, lagen mehrere Tote und Schwerverwundete. Andere, darunter der alte Holländer, standen blutüberströmt im Boot. Alle hatten pulvergeschwärzte Gesichter. Der Feuergeist der Mannschaft aber war nicht gebrochen. Für die Verwundeten wurde das Oberdeck schnell zum Lazarett eingerichtet, und unermüdlich arbeiteten unsere beiden Ärzte, bis alle versorgt und gelagert waren. Leutnant Niesemann verstarb bald, nachdem er an Bord gebracht worden war und wurde mit noch drei anderen braven Gefallenen mit der Flagge bedeckt. Unsere Verluste waren recht schwer gewesen: 7 Tote und 18 Verwundete von den 66 Gelandeten! Drei Tote mußten an Land zurückgelassen werden. Über die Verluste der Feinde ist Genaues niemals bekannt geworden; sie werden die Unserigen aber wohl weit übertroffen haben.

Wir dampften nun nach Gibraltar zurück um, dort die Toten zu begraben, sowie die Schwerverwundeten auszuschiffen und dem dortigen Hospital zu übergeben. Von seiten der englischen Behörden wurde uns in denkbar schönster Weise Entgegenkommen gezeigt. Noch am 8. wurden die Schwerverwundeten, darunter der Prinz, ausgeschifft und an Land gebracht. Es war ein ergreifender Augenblick, als der Prinz sich verabschiedete. Die ganze Manschaft stand natürlich in Paradestellung an Deck. Von dem Sessel aus, in welchem der Prinz über Bord gehißt werden sollte, hielt er noch

eine kurze, kernige Rede an die Mannschaft, in der er jedem seinen Dank aussprach. Er sagte, sie alle hätten sich als wahre Preußen gezeigt, hätten seine vollste Hochachtung und Liebe errungen; er würde nicht verfehlen, dieses Seiner Majestät dem Könige zu melden. Der Bootsmann dankte im Namen der ganzen Mannschaft in einfacher, schlichter, aber auch treuer Seemannsweise, die dem Prinzen die Tränen in die Augen treten ließ. Beim Absetzen des Bootes vom Schiff donnerten die Hurras aus den preußischen Seemannskehlen über den Hafen hin, worauf der Prinz, trotz seiner Schmerzen, sich von seinem Sessel erhob und mit Hurra! dankte. — Kurze Zeit später fand die feierliche Bestattung unserer Toten statt. Die Boote der englischen Dampferkorvette „Vesuvius“ kamen längsseit, um die Leichen und unsere Mannschaft aufzunehmen. An Land stand das 92. Regiment in Parade mit Musik. Der Sarg mit der Leiche des Leutnant Niesemann wurde auf eine Lafette (Gestell einer Kanone) gebunden, die mit vier schwarzen Mauleseln bespannt war; ihm folgten die drei übrigen Särge. Das gesamte englische Land- und Seeoffizierkorps, zahlreiche französische und spanische Offiziere und ein großes Gefolge gaben das Geleit.

Großes Aufsehen erregte jenes Gefecht der preußischen Korvette auf afrikanischem Boden, und rückhaltslos war die Bewunderung nicht nur bei uns, sondern fast noch mehr im Auslande, die dem heldenmütigen Vorgehen des Prinzen Adalbert und der tapferen Besatzung der „Danzig“ gezollt wurde.

Jenes Gefecht führte die junge Marine bei den alten Seemächten ein und erwarb ihr die Achtung, die sie sich nachher als Vorläufer der deutschen Flotte jederzeit zu wahren gewußt hat. Es war ein Zeichen richtigen Denkens und Fühlens, das vor nicht langer Zeit den Kommandanten des Seekadettenschulschiffs „Moltke“ bewog, mit Erlaubnis der englischen Behörde, an dem Denkmal, das die Grabstätte der Toten von Tresforcas in Gibraltar ziert, eine eindrucksvolle, militärische Feier abzuhalten und den jungen, angehenden Seeoffizieren die Stätte zu zeigen, an der die ersten ruhen, die in unserer Marine den Heldentod erlitten haben.

Meine Begegnungen mit Malietoa Laupepa von Samoa.

Von Kapitän zur See z. D. Meuß.



n der Südseeecke meines Arbeitszimmers kreuzt sich vor zwei geneigt fast die Zimmerdecke erreichenden schlanken Speeren mit dem etwa $2^1/_2$ m langen Rückgrat eines Haifisches ein ebenso langer, brauner Stab. Ohne die dunkle Farbe und die runzelige Oberfläche könnte man ihn für ein Bambusrohr halten; denn die einzelnen Wuchsschüsse sind deutlich auf ihm ausgeprägt. Oft bin ich gefragt worden, weshalb ich diesem unansehnlichen Stabe einen so hervorspringenden Platz in der Sammlung von Waffen und Geräten der Südseeinsulaner angewiesen habe; es müsse doch eine besondere Bewandtnis damit haben. Und die hat es in der Tat. Der Stab, ein Stück Zuckerrohr, ist das Geschenk eines Königs, zwar einer jener braunen Majestäten, denen die Erwerbslust der Weißen mit königlichen Ehren schmeichelte, um sie zur Hergabe von Land oder Bewilligung von Handelsrechten auf Kosten ihrer Volksgenossen geneigt zu machen, aber doch einer Persönlichkeit, die jahrelang in den Bestrebungen dreier Großmächte eine große Rolle gespielt hat. Jetzt ist er seit Jahren zu seinen Vätern versammelt. Ein Blick auf das Zuckerrohr ruft mir sein Schicksal ins Gedächtnis. Wie jenes einst grün, glatt, saftstrotzend war, und wie es jetzt zusammengeschrumpft, unansehnlich dahängt, so war der Geber bei unserer ersten Begegnung, der feierlich von Deutschland, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannte Herrscher

von Samoa und bei unserem zweiten Zusammentreffen der von Deutschland entthronte, in die Verbannung geführte Melietoa Laupepa.

Welche Erinnerungen ruft das Zuckerrohr wach! Nach langer, beschwerlicher Seefahrt, die uns vom heimischen Hafen über Rio de Janeiro, Kapstadt, Australien und Neuseeland in die Südsee geführt hat, taucht beim Morgengrauen vor uns das Ziel unserer Reise, Upolu, in blauen Dunst gehüllt, auf. Der frische Passat*) treibt unser gutes Schiff leichtbeschwingt vorwärts. Bald liegt die Insel in ihrer ganzen tropischen Pracht vor uns, vom Gipfel des etwa 300 m hohen Apiaberges bis zum weißleuchtenden Brandungssaum, der seinen Fuß umspült, in saftiges Grün gekleidet, durch das an einzelnen Stellen Silberbänder von Berg zu Tal ziehen. Näher kommend, erkennen wir in ihnen breite, schäumende Wasserfälle, die aus großer Höhe sich hinabstürzen. Am weißen Strande unterscheiden wir hinter Kokospalmen weiße Häuschen, deren einige die deutsche Flagge zeigen, überragt von ebenfalls weißen Kirchen. Vor ihnen in der blauen See branden die Wellen hoch auf Korallenbänken. An beiden Enden der Häuserreihe am Strande setzt sich eine Landzunge an, so daß sich vor ihr eine hufeisenförmige Bucht bildet, in deren durch Korallenriffe eingeengte, gewundene Einfahrt der Lotse, ein Deutscher, und sogar näherer Landsmann, Holsteiner, unser Schiff sicher einführt. Der Anker fällt; wir liegen im Hafen von Apia.

Die „Perle der Südsee" hat unser leider so früh ums Leben gekommener Landsmann Otto Ehlers Upolu genannt. Ich hatte vor Samoa schon eine gute Zahl tropischer Inseln in den beiden anderen Weltmeeren gesehen; ich habe nach Samoa fast alle Inselgruppen der Südsee kennen gelernt, ehe ich Samoa wiedersah: was im Atlantischen Ozean Madeira, im Indischen Ceylon, ist in der Südsee Upolu, die Verkörperung tropischer Schönheit. Sie hat vor den anderen noch den Vorteil voraus, daß keinerlei wildes Getier oder giftiges Gewürm das Leben des in ihren jungfräulichen Ur-

*) Gleichmäßig wehender Wind in der heißen Zone.

wald dringenden Fremdlings bedroht, und daß er auch nicht zu befürchten hat, von den Eingeborenen als leckeres Mahl angesehen zu werden.

Mit erfrischendem Hauch streicht der Passat über die östliche Halbinsel Matautu auf die Reede. Die hochragenden Palmen am weißen Sandstrande neigen sich unter seiner Macht, von der See her rollen die Wogen des unendlichen Weltmeeres gegen die Korallenmauern, spritzen an diesen hoch auf, überköpfen sich und bedecken die Oberfläche mit milchig weißem Wasserschaume. Von der Küste steigen die grün bewaldeten Berge allmählich an, von halber Höhe des Apiaberges grüßt ein weißes Kreuz den nahenden Seefahrer, über die flache Halbinsel im Westen, Mulinu, hinweg zwischen den hochstämmigen Palmen hindurch glitzert die stille Oberfläche einer Lagune im Strahlenglanz der Sonne. Blau spannt sich der Himmel über uns. Am Horizont, der sich nach Norden ungemessen dehnt, lagern die dicken, weißen Passatwolken, während leichte, weiße Wölkchen zeitweilig die Strahlen der fast im Scheitelpunkt stehenden Sonne mildern. Schon hat sich die Sonne geneigt; die Zeit der größesten Tageshitze ist vorüber; ein leichtes Boot führt uns an Land. Wir durchschreiten schnell das Samoanerdorf, länglichrunde Hütten mit gewölbtem Dach, das mit vertrockneten Blättern der Kokospalme gedeckt ist, während Matten, aus dem gleichen Stoffe geflochten, die Seitenwände bilden, und gelangen in einen prachtvollen Laubgang, der von Kokospalmen mit ihren breiten, Schatten spendenden Blättern überdacht ist. Längs des Weges zieht sich das Unkraut, die Mimose, die bei jedem Fußtritt in ihrer Nähe schreckhaft die schmalen, feinen Blätter an die Zweige klappt, um sie, wenn die Gefahr vorüber, wieder in ihre natürliche Lage zurückzubringen. Durch die Palme schimmert die große, rote Blüte der Banane, ragen die fruchtschweren Äste des Brotfruchtbaumes, leuchtet die purpurrote Hybiskusblüte. Unser Weg steigt mählich bergan; die Siedelungen der Eingeborenen, ihre Pflanzungen bleiben hinter uns; der Weg wird zum Fußpfad und immer steiler. Plötzlich hören wir zu unserer Linken ein Brausen wie von Brandungswellen;

noch einige Schritte, und wir stehen am Rande einer jäh abfallenden Schlucht, in die sich ein breiter Strom schäumenden Wassers hinabstürzt und sich unten seinen Weg zur See bahnt. Vorsichtig klettern wir das Steilufer hinab und haben nun den Wasserfall vor uns, der in zwei Bändern über den vorspringenden Felsrand hinunterstürzt, hinter sich eine flache Höhle trocken lassend. Nach abwärts schäumt der Bergbach über zahllose Felstrümmer, Wasserfälle bildend. Das linke Flußufer liegt schon im Schatten, während das rechte noch im hellen Sonnenlicht glänzt, das im Sprühregen des Wasserfalles Regenbogen hervorzaubert. Welch erquickende Kühle nach dem heißen Gang, welch prachtvolles Bad, wo das kristallklare Wasser kühlend über den behaglich ausgestreckten Körper rauscht! Das ist Labsal!

Wie wir den Strand wieder erreichen, sehen wir den feuerroten Sonnenball durch die Palmen Mulinus hindurch gerade im Wasser versinken. Nur kurze Zeit vergeht, und die folgende Dämmerung ist in tiefdunkle Nacht übergegangen. Wie wundervoll sitzt oder liegt sich's dann im bequemen Stuhle auf dem Halbdeck! Über uns der Sterne glänzend Heer; im Norden und wenig über dem Horizont der heimisch große Bär, aber umgekehrt, als wir ihn daheim sehen, auf dem Kopfe stehend. Am späteren Abend erscheint auch im Süden die unregelmäßige Gestalt des südlichen Kreuzes. Der Passat hat sich zur Ruhe begeben. Allmählich macht sich von Land her ein leiser Luftzug bemerklich, der, mehr und mehr zur leichten Landbrise anschwellend, uns tausend Wohlgerüche zuträgt. Leicht schaukelt das Schiff mit dem Heben und Senken der Dünung, die in diesem Hafen nie ganz fehlt. Mit lautem Getöse bricht sich die Brandung an den Außenriffen; in Millionen leuchtende Sternchen zersprüht das Wasser. Auf den Innenriffen huschen wie Irrlichter Flammen hin und her. Fischer tragen die Fackeln, mit deren Schein sie die Fische locken, um sie mit sicherer Hand mit den Fischspeer zu erlegen. Ist ihr Bedarf gedeckt, so erlöschen die Flammen. Vereinzelt schlägt noch an Land ein Hund an; tiefe Stille tritt ein. Nur gedämpft singt uns die Brandung das Schlummerlied.

Anders, wenn beim Sinken der Sonne hinter Mulinu über Matautu der volle Mond dem Meere entsteigt! Dann beginnt das Leben; dann ist keine Zeit, an Deck von der Heimat zu träumen; dann heißt's an Land den Zauber tropischer Vollmondnacht genießen!

Fast tageshell bestrahlt der Mond die grüne, hoch ansteigende Bergwand. Man glaubt, jeden einzelnen Baum erkennen zu können. Auf dem weißen Korallensand zeichnet sich der Schatten der mächtigen Palmblätter tiefschwarz ab. Wir lassen die Straße Apias mit ihren Kneipen und Kegelbahnen, mit den im Mondglanz weiß strahlenden Europäerhäusern hinter uns und streben der samoanischen Niederlassung auf Mulinu zu. Hier hat der Mond die Nacht zum Tage gemacht. Auf den Rasenflächen tummeln sich die nackten, braunen Kinder in fröhlichem Spiel. Die Alten sehen ihnen, in den Hütten sitzend, wohlgefällig zu. In den Hütten glüht ein rotes Feuer, dessen beizender Qualm die Moskitos (Stechmücken) vertreibt. Durch die hochragenden Palmenstämme erglänzt das Meer weit hinaus im strahlenden Mondlicht.

Dort aus jener großen Hütte, dem Palaste eines befreundeten Häuptlings, erschallt in gleichmäßigem Takte Trommelschlag, Händeklatschen, Gesang; der Nationaltanz, siwa, ist im Gange; also flugs hinein. Freudig werden wir mit Händeschütteln begrüßt; neue Matten werden auf den mattenbedeckten Fußboden der Hütte gebreitet, der zum Schutz gegen Feuchtigkeit, von der Mitte nach den Rändern abfallend, aus von den Wogen geglätteten Steinen hergestellt ist, und wir lassen uns darauf auf samoanische Art, d. h. mit untergeschlagenen Beinen, nieder, unseren Wirt und seine Hausgenossen und braunen Gäste mit Zigarren und Zigaretten beglückend.

Uns gegenüber sitzen die Tänzerinnen, fünf an der Zahl, ebenfalls mit untergeschlagenen Beinen, liebliche, wohlgewachsene Erscheinungen mit dunkelglühenden Augen, die unter dem kurz geschnittenen, braunschwarzen, glänzend geölten und mit wohlriechendem Blütenstaub gepuderten Haaren hervorblitzen. Ihr Anzug ist der denkbar luftigste. Ein Hüftenschurz aus der Rindenfaser des

Papiermaulbeerbaumes, die mit farbigen Figuren bedruckte lava lava, ist das einzige Kleidungsstück, das die Schönen tragen. Die mittlere von ihnen zeichnet sich durch besondere Zierlichkeit, kleine Füße und Hände aus und trägt anstatt des lava lava eine feingeflochtene Fasermatte. Es ist die taupou, die Dorfjungfrau, die in der samoanischen Stammverfassung eine besonders hervorragende Stellung einnimmt. Da sich die Erbfolge nach der mütterlichen Seite regelt, so vergibt die Häuptlingstochter, wenn sie keinen älteren Bruder hat, mit ihrer Hand die Anwartschaft auf die Häuptlingswürde. Sie wird als „Dorfjungfrau“ besonders sorgfältig erzogen, hat keine schweren Arbeiten zu verrichten, die sonst den Weibern zufallen und erhält einen älteren, verheirateten Mann als ständigen Begleiter und Tugendwächter und mehrere Ehrenjungfrauen, ohne die sie öffentlich sich nie zeigt. Sie wird stets zuerst bedient und genießt alle Vorzüge ihrer Stellung.

Der Oberkörper aller fünf Tänzerinnen ist mit Ketten aus den roten Kernen der Brotfrucht, mit Gewinden aus grünen, scharf duftenden Blättern und großen, roten Blütendolden geschmückt, die prachtvoll von der dunkelbraunen, glänzend geölten Haut sich abheben. In den Haaren prangt ein grüner Kranz, von den Ohren hängt die pupurrote Hybiskusblüte herab.

Der durch unseren Eintritt unterbrochene Tanz nimmt seinen Fortgang. Anmutig neigen sich die Oberkörper der sitzenden Schönen nach dem Takte der Musik, bald nach rechts, bald nach links; die schön geformten Arme begleiten die Bewegung durch schwungvolles Strecken und Beugen, das sich bis auf die Hand und Finger ausdehnt.

Während geschäftige Hände das Mahl rüsten, bereitet die Dorfjungfrau mit ihren Begleiterinnen den Kawa, das Nationalgetränk.

Ein großes, waschnapfähnliches, aus Kokosholz gearbeitetes Gefäß, die Kawabowle, wird vor der Dorfjungfrau auf den Boden gestellt. Auf vier zierlich geschnitzten Füßen ruhend, zeigt das flache Gefäß in seinem Kessel eine prachtvolle, bläulich-gelbe Färbung, die bei Sonnenbeleuchtung in allen Farben schillert und durch die Einwirkung des

Kawa, der Wurzel des piper methysticum, auf die Holzfaser mit der Zeit entsteht. Neben das Gefäß wird eine Wurzelknolle und ein Büschel gedörrten, langblätterigen, weichen Grases gelegt. Alle fünf Jungfrauen nehmen zunächst eine gründliche Reinigung ihrer Hände mit Wasser vor, dem eine ebenso gründliche, wie eigentümlich berührende Reinigung der Kauwerkzeuge mit dazu gehörigem Gurgeln und Prusten folgt. Dann verteilt die Dorfjungfrau an jede ihrer Gespielinnen Stöcke der Wurzel und — wir verstehen den Zweck der vorhergehenden Reinigungsbestrebungen — fünf glänzend weiße Gebisse nehmen je ein Wurzelstück auf und verarbeiten es unter regelrechten Kaubewegungen zu einer Kugel, die anmutig der nochmals mit Wasser gereinigten Hand anvertraut und in das Becken gelegt wird. Über die Kugeln ergießt sich ein Strom frischen Wassers, das Becken fast bis zum Rande füllend, und nun beginnt, nach nochmaliger Wasserbegießung ihrer Hände, die Dorfjungfrau die ganze Anmut ihrer Bewegungen zu entfalten, indem sie mit dem Hybiskusbüschel aus dem Gefäße die Faserstücke der aufgelösten Kugeln fischt, das Bündel über dem Becken ausringt und mit unnachahmlich schöner Handbewegung die Faserteile aus dem Bündel in geradem Strich neben der Bowle auf den Fußboden schleudert. Ist der Trank von allen faserigen Rückständen gereinigt, so klatscht die Bereiterin in die neuerdings mit Wasser übergossenen Hände, und alle Anwesenden stimmen in den Ruf ein: „Uu usi le ava u le a tufa“. (Der Kawa ist fertig!)

Eine der Ehrendamen tritt mit einer halben Kokosnußschale, die innen die gleiche Farbe zeigt wie die Bowle, vor die Dorfjungfrau. Diese empfängt den Becher, füllt ihn anmutsvoll aus dem Becken und reicht ihn der Gespielin zurück, mit einem leisen Neigen des Hauptes denjenigen bezeichnend, dem nach seinem Range der erste Becher gebührt. Auf diesen schreitet die Trägerin zu, verbeugt sich und überreicht ihm mit tiefem Schwunge von unten her die Schale. Ausschlagen ist unmöglich; es würde die denkbar größte Unhöflichkeit sein; also Mut, das Gefäß in die Hand und an die Lippen gebracht und mit schauderndem Gefühl gekostet. Das



Kokospalmenpflanzung auf Samoa.

Getränk schmeckt etwa wie Seifenwasser, dem es auch in der Farbe gleicht und zieht die Schleimhäute scharf zusammen. Ein Schluck genügt der Sitte und mit „Manuia“ (Wohl bekomm's) würgen wir ihn hinunter und reichen mit einem „Tofa“ (danke) gegen die holde Spenderin den Becher zurück, den sie nun in der durch Rang und Würde gebotenen Reihenfolge den übrigen Festgenossen spendet.

Hat die Schale die Runde gemacht, so ladet unser freundlicher Wirt zum lecker bereiteten Mahle, das inzwischen an einer anderen Stelle der geräumigen Hütte gerichtet ist.

Auf frischen, grünen, geflochtenen Kokosmatten und breiten, langen Bananenblättern ist in Ermangelung des Tisches gedeckt. An jeder Schmalseite des länglichen Viereckes prangt ein mit erhitzten Steinen, in wohlriechende Blätter gehüllt, in der Kochgrube geröstetes Spanferkel. Die Ränder der Tafel sind mit frischen, jungen Kokosnüssen, gebackenem Taro, einem die Kartoffel ersetzenden Knollengewächs, einem aus Tarablättern gekochten Gemüse verziert. Dazwischen liegen gebratene Hühner, stehen drei Teller mit geöffneten Austern, mit Limonenschnitten, alles durch zwischengestreute Blumen geschmückt. In der Mitte ein echt samoanisches Gericht pas Samoa, auf besonderem viereckigen, grünen Mattengeflechte: lebende Kriechtiere von etwa 30 cm Länge und 1 cm Dicke, unendlich großen, dicken Regenwürmern ähnlich, sich behaglich ringelnd, ahnungslos, daß sie bald, in der Mitte durchbrochen, ausgelutscht werden sollen.

Neben jeden von uns setzt sich eine der Ehrenjungfrauen und übernimmt unsere Bedienung. Mit Todesverachtung genießen wir den Inhalt der Riesenwürmer und zwingen ihn mit einigen erquicklichen, nicht minder lebendigen Austern herunter. Das Spanferkel ebenso wie die Hühner werden kunstgerecht mit — den Fingern zerlegt, die auch für uns Messer und Gabel ersetzen müssen. Kostbar saftig mundet das rosarote, im eigenen Fett geröstete Spanferkel, nicht minder die Hühnerbrust, während der mit Kokosnußmilch angerichtete Taro weniger unserem Geschmacke zusagt. Als Nachtisch genießen wir lebende Muscheln und gekochte Süßwasserkrabben,

reinigen dann in Ermangelung von Mundtüchern Hände und Lippen in den herumgereichten Wasserschalen und erheben uns von unseren Plätzen.

Dem Gelage folgt der Tanz. Die Kapelle ist dieselbe wie vorher. Junge Burschen und zahnlose Weiber, die durch Trommeln und Händeklatschen den Takt angeben und dazu den die Tanzbilder erklärenden Text, der uns leider unverständlich blieb, singen. Tanzbilder ist die passendste Bezeichnung für die durch sprechende Bewegungen und Gebärden dargestellten Stoffe aus dem Sagenschatz und aus dem täglichen Leben der Samoaner.

Unsere Dorfjungfrau ist der reine Tanzteufel; ihr prickelt die Tanzlust in Finger- und Zehenspitzen. Als ihre Gespielinnen erschöpft Pause machen, fordert sie einen jungen, kräftigen Somoaner zum Tanze heraus. Er ist wie die meisten Männer wohlgebaut; der Oberkörper ist nackt und glänzt von Öl, das Haar ist kurz geschoren und wie das der Frauen behandelt. Er legt zum Tanz den die Hüften bis zum Knie umgebenden lava lava ab, so daß er, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, sich seiner schönen Tänzerin gegenüberstellt. Die Oberschenkel sind bis zum Knie herab mit wagerechten Linien blau tätowiert, ein gleiches Band von Tätowierung umspannt den Leib oberhalb den Hüften, und auch die Arme und die Brust zeigen blaue oder rote Zeichnung.

Das schöne Paar führt seinen Tanz mit Feuer, aber vollendetem Anstande durch. Er besteht darin, daß der Mann alle Bewegungen der Tänzerin, das Beugen, Drehen, Wenden des Oberkörpers, das Wiegen in den Hüften, die anmutig wogenden Bewegungen der Arme und Hände möglichst genau und in gleichem Zeitmaß nachzuahmen versucht. Der feurigen Tänzerin ist der Tänzer auf die Dauer nicht gewachsen, luftschnappend fällt er zurück, während sie in ungeschwächter Kraft einem anderen jungen Krieger Gelegenheit gibt, seine Ausdauer und Anmut zu beweisen.

Immer höher gehen die Wogen der Begeisterung, immer schneller wird der Takt, an dessen Schlagen sich alle Anwesenden beteiligen. Wir benutzen die allgemeine Aufregung, uns sacht zu entfernen.

Noch deckt schwarze Nacht den Hafen. Es ist fast noch eine Stunde bis Sonnenaufgang, aber welch Leben am Strande! Fackeln eilen hin und her, bei deren Schein man Männer und Frauen Boote zu Wasser bringen und in ihnen auf die glatte, nur leicht von der Dünung bewegte Fläche hinausfahren sieht. Sie halten sich in der Nähe der Riffe, die in einiger Entfernung vom Strande diesen umsäumen. Allmählich lichtet sich der Himmel im Osten. Im dämmerigen Lichte sehen wir eine Unzahl von Fahrzeugen, in denen Männlein und Weiblein unter freudigen Zurufen damit beschäftigt sind, mit allen möglichen Gefäßen aus der See zu schöpfen und den Inhalt ins Boot zu entleeren. Jetzt ist es hell genug, die Wasserfläche näher ins Auge zu fassen; sie bietet ein eigentümliches Aussehen. Beim heller werdenden Tagesschein erkennen wir auf ihr unzählige, fußlange Würmer und bemerken, daß sie es sind, um derentwillen die Bootsinfassen ihre Schöpfgefäße in Bewegung setzen. So emsig sie schöpfen, die Würmer scheinen nicht weniger zu werden. Wir können jetzt auch erkennen, daß sie blaugrün und braunrot gefärbt sind, denn im Osten entsteigt das Tagesgestirn majestätisch dem Meere. Seine rötlichen Strahlen treffen die Wasserfläche. Wo aber sind die Millionen von Würmern hin, die sie noch eben belebten? War's ein Spuk, den unsere noch nicht ganz wachen Augen uns vorgezaubert haben? Nein, da und dort noch sehen wir kleine Flecke der wirbelnden Tiere. Das rastlose Schöpfen hat aufgehört; auch die letzten Würmer verschwinden vor dem siegreichen Tageslichte spurlos wie sie gekommen. Lachend und singend streben die Eingeborenen in ihren tief mit der Beute beladenen Fahrzeugen dem Ufer zu, an dem die Kinder sie mit Freudengejauchze erwarten. Was bedeutet dieser Spuk? Der Palolo ist gekommen, jener wohlschmeckende Wurm, der nur einmal, höchstens zweimal im Jahre nach dem Vollmonde der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche der südlichen Halbkugel, also im Oktober, kurz vor Tagesanbruch aus den Tiefen des Meeres in ungezählten Mengen auftaucht, um mit dem Tageslichte wieder die geschützten Schlupflöcher am Meeresboden aufzusuchen.

So bietet nicht nur das Land in seinen Früchten, sondern auch das Meer ihnen Nahrung und Genuß. Man glaubt in ein Paradies auf Erden versetzt zu sein. Aber auch dies Paradies hat seine Schlange, die Zwietracht, die den Menschen gegen seinen Nebenmenschen aufstachelt, und so sind Kämpfe und Fehden auf diesen Inseln nie ausgestorben. Und dieser Geist der Zwietracht scheint auch auf die Weißen übergegriffen zu haben, die dem jungfräulichen Boden seine Schätze abgewinnen wollen. Hader, Streit, gegenseitige Mißgunst der Angehörigen der verschiedenen Völker, die sich im Wettbewerb dort gegenüberstanden, scheinen auch auf den deutschen Samoainseln unter unseren Landsleuten fortzuwuchern.

Als ich im April 1881 auf dem deutschen Kreuzer „Möve", der vor jetzt 25 Jahren seine erste Reise in die Südsee antrat, zum ersten Male samoanischen Boden betrat, wütete dort seit lange eine Fehde der beiden feindlichen Parteien, die um die Königswürde bestritten.

Hie Malietoa, hie Tamasese hieß es, und im Westen Mulinus lagen sich die Parteien in wohlverschanzten Lagern, wohl mit Feuerwaffen versehen, gegenüber. Sonntags durfte nicht gekämpft werden. Die Frauen durften in beiden Lagern verkehren, wenn sie dort Verwandte hatten. Kämpfe fanden nur nach feierlicher Ansage statt; Überfälle galten als unehrlich Spiel. So konnten sich denn die Fehden endlos hinziehen, jedenfalls solange, als Nahrungsmittel im Lager waren und wurden wohl auch zur Zeit der Kopraernte unterbrochen, um wieder aufgenommen zu werden, nachdem das Fleisch der Kokosnuß, durch die Sonne gedörrt, zur Kopra geworden war.

Wir mußten uns darauf beschränken, die Parteilosigkeit des Stadtbezirkes von Apia und die Unverletzlichkeit der Besitzungen der Deutschen zu sichern, bis es endlich im Juli den Bemühungen eines amerikanischen Kriegsschiffes gelang, Frieden zu stiften, bei dem Malietoa als König und Oberherrscher, Tamasese als Vizekönig anerkannt wurde.

So standen die Dinge noch, als wir nach mehrmonatlichem Aufenthalte in Australien im März des folgenden Jahres nach Apia zurückkehrten. Der Kommandant machte mit den dienstfreien Offizieren in Begleitung unseres Konsuls (Handelsbeschützer) dem inzwischen von den drei Mächten anerkannten Landesoberhaupte Malietoa in seiner Königshütte auf Mulinu seine Aufwartung, von der ich leider, da ich Wache hatte, ausgeschlossen war. Als Entschädigung sandte mir Malietoa das Zuckerrohr an Bord, das ich als Andenken seither aufbewahrt habe.

Bald auch sollte ich seine persönliche Bekanntschaft machen. Einige Häuptlinge der Nachbarinsel Tutuila, die jetzt unter dem Sternenbanner steht, hatten keine Neigung gezeigt, sich dem Stande der Dinge zu fügen, und so richtete der Konsul an den Kommandanten das Ersuchen, ihn und Malietoa mit Gefolge dorthin zu führen, um die Unbotmäßigen zur Anerkennung Malietoas zu bringen.

Es war die Jahreszeit, um die man nicht gern in Apia ist, die Regen- und Orkanzeit, wo der Passat unterbrochen ist, und die Himmel ihre Schleusen geöffnet haben. Die schwüle, durch keinen Lufthauch gemilderte Hitze wird durch den starken Feuchtigkeitsgehalt fast unerträglich, erschlaffend, niederdrückend. In den unteren Schiffsräumen entwickelt sich infolge der mangelhaften Lüftung eine dunstige, schwere Luft; die immer von neuem durchnäßten Kleidungsstücke werden nicht trocken, die Stiefel schimmeln — kurz, es ist ein entsetzliches Dasein. Dazu tritt dann noch die Orkangefahr, gegen die man jederzeit auf der Hut sein muß, und der, wie bekannt, im März 1889 unser „Adler" und „Eber" mit einer großen Zahl von Menschenleben zum Opfer fielen.

So vollzog sich denn die Einschiffung Malietoas und seines Gefolges in triefendem Regen, der einen feierlichen Empfang nicht gestattete. Malietoa war damals etwa 40 Jahre alt, eine stattliche Erscheinung mit geistreichem Gesichte, das ein kleiner Schnurrbart zierte. Von seinen drei Begleitern zeichnete sich der Generalfeldzeugmeister Ceumanu durch eine besonders stattliche Figur aus und diente zugleich, da er allein etwas englisch radebrechte, als Dolmetscher.

Malietoa, der, wie seine Begleiter, arg unter Seekrankheit und Feuchtigkeit gelitten hatte, schiffte sich schleunigst aus, ebenso unser Konsul, und seine Anhänger empfingen ihn freudig mit Gaben aller Art. Von allen Seiten strömten sie herbei, und da die Insel fast unwegsam ist, kamen sie meist auf dem Wasserwege.

Prächtig waren diese Anfahrten in den großen Kriegsbooten, die, 40 bis 50 Personen fassend, nach europäischem Muster aber ohne Verwendung von Nägeln gebaut, vorn und hinten ein leichtes kurzes Deck haben und in Schnäbel auslaufen, die mit Muscheln kunstvoll verziert sind.

Auf dem Setzbord, mit dem Gesicht nach vorn, sitzen die braunen, wohlgestalteten Ruderer mit grünem Laub und Blütengehängen geschmückt. Zur Fortbewegung dienen schaufelförmige Pagaien, die mit beiden Händen ohne Widerrast von vorn nach hinten durch das Wasser gedrückt werden. Im Gleichtakt senken sich die Pagaien ins Meer nach dem Gesange, den der hinten am Ruder sitzende Steuermann und Vorsänger angibt.

Vorn auf dem gedeckten Teil des Bootes steht ein Herold mit dem schön geschnitzten Heroldsstabe oder einer besonders schön gearbeiteten Pagaie und führt zu dem Gesange einen aus Sprüngen bestehenden Tanz aus, während am hinteren Ende des Bootes ein Mann der Muscheltrompete nebelhornartige Töne entlockt und dadurch die Ruderer zur Anspannung ihrer Kräfte anfeuert. Prachtvoll wirkt das Bild, wenn ein ganzes Geschwader im Wettlauf sich der Landungsstelle nähert. Wilder und wilder ertönen die Hornrufe. Der Vortänzer in seinem bis zum Knie vom Gürtel herabreichenden Kiki aus hellgrünem Faserwerk, springt wie ein tanzender Derwisch (mohammedanischer Mönch) umher; schäumend umspült die von den Pagaien aufgepeitschte Flut die schnell vorwärts schießenden Boote. Von der braunen, glänzend geölten Haut der Ruderer hebt sich das rot und grüne Halsband, von dem braunschwarzen Kopfhaar der saftig grüne Blätterkranz und von den Lenden der kurze, hellgrüne, aus Blattfasern bestehende Schurz prächtig ab, wenn ein Sonnenstrahl durch die Wolken bricht und die belebte Szene hell

beleuchtet. Da ist Leben und Bewegung, jeder Nerv, jeder Muskel gespannt, schneller und schneller wird der Schlag, gellender und gellender der Gesang, bis die Boote mit scharfem Knirschen auf den weißen Korallensand des Strandes auffahren und von den im selben Augenblick herausspringenden Insassen hoch aufgeschleppt sind.

An Land ordnet sich der Zug; voran tanzt der Herold; etwa 20 Schritt hinter ihm folgen die Träger mit den Gaben, großen, in einem Stück gerösteten Schweinen, die an einer, durch die paarweis zusammengebundenen Füße geschobenen Bambusstange von zwei Mann auf der Schulter getragen werden. Ebenso bringen andere Bananenbüschel, Taroknollen, Yams (eßbare Wurzel), Kokosnüsse. Den Zug beschließt der Ortsvorsteher oder Häuptling mit den würdigsten Stammesgenossen. Singend zieht der Zug am König vorbei und legt seine Gaben auf dem freien Platze vor der Versammlungshütte nieder. Diese sind eigentlich nur Attrappen;*) denn der König erhält oder behält nicht mehr davon, als ein gut geübter Magen auf ein Niedersitzen verzehren kann; das übrige spendet er den Überbringern, und so bietet jedes fono (Ratsversammlung) willkommene Veranlassung zu großartigen Schmausereien, denen sich dann auch Tänze anschließen, die aber lediglich von Männern ausgeführt werden und Bilder aus dem Kriegsleben oder der Jagd darstellen.

Das schauderhafte Wetter beeinflußte in keiner Weise die Festfreude der Samoaner, und die Geschäfte wickelten sich angesichts des deutschen Kriegsschiffes ohne Zwischenfall hier wie in den anderen noch besuchten Ortschaften ab.

Die Rückfahrt war mehr vom Wetter begünstigt als die Hinfahrt, so daß uns Malietoa auch eines Nachmittags besuchte. Er hatte dazu als einziges europäisches Kleidungsstück ein weißes Hemd, angelegt. Die Tätowierung der Oberschenkel täuschte die Beinkleider vor. Der hohe Herr war sehr leutselig, um nicht zu sagen gemütlich, genehmigte mehrere Gläser wärmlichen Bieres und geruhte

*) Scherzhafte Nachbildungen, hier Proben.

auch einige Geschenke, wie Halsschleife, Spazierstock, Handschuhe huldvollst entgegenzunehmen, so daß wir mit der Versicherung gegenseitiger Hochachtung voneinander schieden, als unser hoher Fahrgast mit Gefolge im glücklich wieder erreichten Appia sich ausschiffte, und für uns die langersehnte Heimreise unter dem stolz vom Großtopp bis ins Kielwasser unseres guten Schiffes auswehenden Heimatswimpel folgte.

So auf der Höhe der Macht, umjubelt, geehrt von seinen braunen Untertanen, gestützt vom Vertrauen dreier Großmächte, stand Malietoa in meiner Erinnerung, als mich das Schicksal auf dem deutschen Kreuzer „Adler" im Jahre 1887 wieder nach der Perle der Südsee führte. Unter wie veränderten Umständen sollte ich ihn wiedersehen!

Vier große Kriegsschiffe lagen im Hafen von Apia, und von ihren Gaffeln wehte die — deutsche Flagge. Eine große, freudige und erwartungsvolle Erregung bemächtigte sich unser; es mußte irgend etwas vorgegangen sein, das eine so stattliche Kriegsmacht hierher geführt hatte. Malietoa hatte seine durch den sich ständig vergrößernden Anhang Tamaseses schon schwankend gewordene Stellung noch schwankender dadurch gemacht, daß er sich verschiedene Vertragsverletzungen gegen die Deutschen zuschulden kommen ließ.

Maschine und Segel trieben unser Schiff schnell dem Hafen zu, aber nicht schnell genug für unsere Ungeduld, die noch wuchs, als wir auf dem Amtsgebäude in Apia die Flagge Tamaseses im Winde flattern sahen: weiß mit blauem, senkrechtem Kreuze, im linken oberen roten Felde mit einem weißen Sterne verziert, die nach Tamaseses Kundgebung bei ihrer Annahme bedeutete: Deutschland und Samoa, das Kreuz Deutschland, der Stern Samoa. Wie aber kam sie auf das Regierungsgebäude?

Der Lotse brachte uns die Antwort: Malietoa war durch den Kommodore,*) nach Kriegserklärang namens des deutschen Kaisers abgesetzt, und Tamasese, der sich stets zu den Deutschen gehalten

*) Befehlshaber eines Geschwaders.



Schönste Eingeborenenhütte in Apia (Samoa).

hatte, als König eingesetzt worden. Die Kriegserklärung war am 24. August erlassen und gleichzeitig mit seiner Absetzung die Auslieferung Malietoas verlangt worden. Dieser hatte sich Hals über Kopf geflüchtet, wie der Zustand seiner Hütte bewies, als eine Landungsabteilung des Geschwaders ihn dort dingfest machen wollte. Mit ihm waren seine nächsten Anhänger in den Busch, d. h. in den Urwald gegangen.

Zum 15. September war, da bisher das Fahnden nach Malietoa erfolglos geblieben war, eine Häuptlingsversammlung auf „Bismarck“ einberufen worden zur Anerkennung Tamaseses. Wer nicht erscheinen würde, sollte als Empörer gestraft werden. Sie erschienen fast alle und erkannten Tamasese als König an. Am 17. abends stellte sich Malietoa dann selbst auf dem Flaggschiffe ein, als schon Vorbereitungen zu weiteren Unternehmungen getroffen waren. Diese wurden nun rückgängig gemacht, und wir erhielten zugleich den Befehl, ihn an Bord zu nehmen. In aller Eile wurde für ihn auf dem Achterdecke ein Häuschen aus Wellblech hergerichtet, und als wir die Anker gelichtet hatten, brachte uns ein Boot von „Bismarck“ den entthronten König mit drei Begleitern, die ihm freiwillig in die Verbannung folgten.

Welch ein Wiedersehn! Die zwischenliegenden Jahre, und namentlich wohl die letzten im Busch in ständiger Angst verbrachten Wochen, hatten Malietoa sehr gealtert, so daß ich ihn nicht wieder erkannt haben würde. Er trug wie seine Begleiter ein weißes Hemd über der lava lava und schien sich in sein Schicksal gefunden zu haben, obwohl es ihm vollständig verhüllt war. Er wußte nur, daß er wie von seiner Königswürde so von der geliebten Heimat scheiden müsse.

Die Gefangenen wurden gesichert, ihre Fahrhabe übergenommen, und durch die gewundene Ausfahrt steuerten wir in die freie See. Erst dort durfte der Kommandant die versiegelt ihm vom Kommodore übergebenen Papiere öffnen. Sie enthielten den kurzen Befehl, nach Cooktown in Queensland (Australien) zu gehen und dort unsere Gefangenen dem deutschen Kreuzer „Albatroß“ zu übergeben.

Hatte Malietoa als regierender Fürst auf der „Möve" in Sturm und Regen auf dem freien Deck hausen müssen, so war er als Gefangener geradezu fürstlich untergebracht. Sein Häuschen hatten seine Begleiter mit Matten und sonstigem samoanischen Hausrat behaglich ausgestattet. Er selbst nahm an der Tafel des Kommandanten teil und benahm sich beim Essen tadellos. Seine Begleiter erhielten, als es im Laufe der nordwärts gerichteten Reise kühler wurde, Matrosenuniform, in der sie sich sehr stolz fühlten. Tagsüber hielten sie sich meist in der Hütte ihres gestürzten Fürsten auf. Abends, nach dem Essen, wenn die kurze Dämmerung der Nacht gewichen war, breiteten sie mittschiffs an einem frei gehaltenen Platze des Oberdecks Matten aus und ließen sich dort nieder, Hymnen singend mit wohlgeschulten Stimmen. Den schönen Melodien zu lauschen, wenn das Schiff unter geblähten Segeln mit leichten Bewegungen durch die leise rauschenden Wellen zog, während über uns am klaren Himmel die Sterne hell glänzten, war ein eigenartiger, feierlich stimmender Genuß. Ein gemeinsames Gebet der vier Verbannten bildete ihren Tagesschluß; dann suchten sie ihre Lagerstätten auf.

Sonntags nahmen sie stets mit großem Ernste an unserem Gottesdienste teil, der aus Gemeindegesang zur Begleitung der Bordkapelle, Vorlesung einer kurzen Predigt und Gebet bestand, obwohl sie natürlich fast kein Wort davon verstanden. Aber sie waren ja evangelische Christen und gewohnt, jeden Sonntag zur Kirche zu gehen. Malietoa war dazu jedesmal in schwarzem Gehrock und Beinkleidern, mit Lackstiefeln, weißer Weste, dazu Zylinder, festlich gekleidet, entledigte sich allerdings möglichst bald nachher dieser beengenden Hülle.

Nach dem ersten Sonntagsgottesdienste begrüßte er mich und drückte durch Zeichen und Vermittelung eines als Dolmetscher dienenden samoanischen Halbblutjungen, der als Kellner an Bord war, seine Freude darüber aus, hier in mir einen alten Bekannten gefunden zu haben.

Nach 14 Tagen hatten wir unseren Bestimmungsort erreicht,

„Albatroß“ lag zur Heimreise bereit im Hafen. Die Gefangenen wurden in aller Heimlichkeit mit samt dem Wellblechhaus übergeschifft, und kaum daß wir Zeit gehabt hätten, den Kameraden Glück auf die Heimreise zu wünschen, setzte sich „Albatroß“ mit lang auswehendem Heimatswimpel in Bewegung.

Er hat die Gefangenen nach Kamerun gebracht, von wo sie für einige Zeit nach Kuxhafen geschickt wurden, um nach zweijähriger Verbannung in Jaluit auf den Marschallinseln in die Heimat zurückgeführt zu werden.

Malietoa ist dann nochmals zum Könige eingesetzt worden, aber seines Thrones nicht froh geworden, denn das alte Spiel der Stammesfehden begann von neuem, und fast machtlos starb er im Jahre 1898.

Japanisches.

Von Marineoberpfarrer, Konsistorialrat Gustav Goedel.



ls ich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Glück hatte, Japan zu besuchen und beinahe ein Jahr daselbst zu verweilen, da klang das Wort Japan noch märchenhaft, tausendundeinenachtartig, orientalisch fremd und abenteuerlich. Heute ist das anders geworden. Dank den gewaltigen Siegen, die dieses aufstrebende Volk in unseren Tagen errungen hat, ist sein Name in aller Mund gekommen und wird in der weiten, weiten Welt mit Achtung, ja mit Bewunderung genannt. Japan ist eine Macht geworden, mit der man im Rate der Völker rechnen muß, und jeder, der nicht gerade ganz in den Tag hinein lebt, wird gewiß von einem Augenzeugen sich gern über Land und Leute dieses „Landes der aufgehenden Sonne“ erzählen lassen.

Durch den großen Weltverkehr sind die Völker der ganzen Erde einander so nahe gerückt, daß es kein „Hinten“ und kein „Weit“ mehr gibt. Weil man sich aber nun einmal so nahe gekommen ist, muß man sich auch kennen zu lernen suchen. Nun kennen uns die Japaner schon lange und haben viel, sehr viel von uns gelernt. Da wird es Zeit, daß wir sie auch etwas besser kennen lernen.

„Auf weiter Fahrt“ gelang man hin, namentlich wenn man, wie ich, den Weg durch die Magelhaensstraße und den Großen Ozean nimmt. Einen großen Vorteil hat diese weite Fahrt; man hat die schönste Gelegenheit, seefest zu werden und das böse Gespenst der

Seekrankheit endlich zu bannen. Leute, welche diese schlimme Krankheit wirklich ernstlich gehabt haben, erzählen bekanntlich Wunderdinge und die schauerlichsten Geschichten von ihr. Nicht nur, daß sie die ohnehin unbestreitbare Tatsache bestätigen, daß das Essen „reinwärts“ besser schmeckt als „rauswärts“, sie berichten auch, daß den Seekranken alle Lebensfreude, aller Lebensmut entschwindet. Und wie die Seekrankheit dem Manne den Willen zum Leben rauben kann, so verliert die Frau durch sie alle fürsorgliche Liebe zu ihren Kindern, die Jungfrau vergißt ihre mädchenhafte Scheu, und alle zusammen denken: Ach wäre es nur auf irgend einer Weise vorbei, schlummerte ich nur erst auf dem alles bedeckenden Meeresgrunde! Menschen haben ja doch kein Mitleid mit einem armen Seekranken. Mit Zahnschmerzen haben sie Mitleid, aber mit Seekrankheit nicht.

Doch wir haben es mit Japan zu tun, denken nun nicht mehr an die Leiden der weiten Fahrt, sondern betreten neugierig, wißbegierig, ahnungsfreudig das seltsame Land. An der Bootstreppe der Kaje (Landungsstelle) zu Yokohama steigen wir aus. Schon sind wir auch von einem Haufen Menschen umringt, klein aber kräftig, gelblich, schlitzäugig, dienstbeflissen. Wir verstehen zwar ihre Sprache nicht, aber so viel Englisch haben sich die Leutlein angeeignet, daß sie sich notdürftig verständlich machen können.

Die erste Dienstleistung, die uns in dieser Sprache angeboten wird, ist eine echt japanische: Beförderung in einem kleinen Wagen, bei dem der Kutscher zugleich das Pferd ist. Jinrickscha heißt das Gefährt, Mannkraftwagen. Es stellt einen etwas vergrößerten Kindersitzwagen dar, mit einer Schere, wie bei einem einspännigen Wagen, in die sich der Kutscher spannt. Meinen Mitmenschen als Pferd zu benützen, widerstrebte mir anfänglich sehr. Es widerstand mir auch auf Madeira zuerst, mich, in einer Hängematte liegend, von zwei Männern den Berg hinauf tragen zu lassen. Aber Landesart, Landessitte; die Leute leben davon und sind froh, wenn sie für Weib und Kind etwas verdienen können, warum soll man ihnen die Freude nicht machen, zumal sie einem eine so herrlich bequeme

Beförderung bieten. So auch hier. Was kann es Schöneres und Sichereres geben als solche Jinrickschafahrt?! Man steigt ein, sagt dem Kutscher, wohin man fahren will, und alsbald setzt sich das Pferd, will sagen der Kutscher, in Bewegung, läuft in schlankem Trab bis zu dem genannten Ziel, hält von selbst still, hilft einem beim Aussteigen, macht die Tür des zu besuchenden Hauses auf und wartet dann geduldig, bis man wieder hinauskommt. Kein Scheuwerden, kein Durchgehen, kein Ausschlagen, kein Umwerfen. Äußerst bequem und billig. Die Leute sind so anspruchslos, brauchen so wenig zum Leben, daß sie mit geringem Verdienst zufrieden sind.

Anspruchslos in Bezug auf die Ernährung, leben sie hauptsächlich von Reis, beinahe ausschließlich von Reis, so ausschließlich von Reis, wie in manchen Gegenden Deutschlands die Leute von Kartoffeln. Ein Glück für den Japaner, daß der Reis immer gut gerät. Er pflegt und düngt und bewässert ihn aber auch mit großartigem Fleiß, mit gewissenhaftester Sorgfalt und nach allen Regeln der Landwirtschaft. Fleisch darf er eigentlich gar nicht essen, wenigstens nicht, wenn er Buddhist ist, und das sind immerhin die meisten. Der glaubt an Seelenwanderung. Wenn er also irgend ein Tier tötet, so muß er immer denken, daß er die Seele seiner Großmutter oder seines Urgroßvaters, die in dem Tier gewohnt haben könnte, obdachlos macht, darum soll es Leute geben, die nicht nur kein Geziefer, sondern auch kein Ungeziefer umbringen. Fangen sie eine Laus, so wickeln sie sie sorgfältig in ein Stückchen Papier, warten, bis sie irgendwo ins Gedränge kommen, und stecken sie da heimlich dem lieben Nächsten zu.

Der Buddhismus ist inzwischen als Staatsreligion abgeschafft, und das Christentum macht große Fortschritte, aber alte Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten bleiben noch lange nach der Glaubensänderung in Gebrauch, wie ja bei uns in Deutschland heute noch allerlei Gebräuche aus der Heidenzeit im Schwange sind: Fastnachtsumzüge, Osterfeuer, Martinsgänse und dergl. Darum wird sich Fleisch in Japan noch lange nicht einbürgern. Aber Fisch

wird gegessen. Doch gilt es Vorsicht; denn es gibt Fische, die, wenigstens zu Zeiten, giftig sind, z. B. der Stachelbauch oder Fugu. Von ihm erzählt Professor Brauns ein Märchen. Ein Mann hatte einstmals einen solchen Fugu gefangen. Er kannte seine bösen Eigenschaften nicht recht und begann, ihn zum Mahle zuzurichten, obwohl er doch nicht ohne alle Besorgnis war. Während er mit der Zubereitung des Fisches beschäftigt war, kam eine hungrige Katze, ergriff ein Stück von dem Fische und lief mit demselben davon. Der Mann verfolgte sie. Sie lief deshalb in einen engen Spalt zwischen zwei Häusern, wo sie in Sicherheit war; das Stück Fisch hielt sie fortwährend im Maule. Der Mann dachte nun, als er von der Verfolgung der Katze zu seiner früheren Beschäftigung zurückgekehrt war, daß seine Besorgnis wohl unbegründet sein müsse, denn wenn die schlaue Katze den Fisch nicht verschmähe, könnte er ihm unmöglich schaden. Er begann daher, als sein Mahl fertig war, ruhig den Fisch zu verspeisen. Die Katze aber hatte, nachdem sie ihre Beute in Sicherheit gebracht, doch auch einige Bedenken gehabt. Sie kam daher aus ihrem Versteck wieder hervor und sah zu, ob der Mann den Fisch auch wirklich verzehre. Als sie nun sah, daß er ihn wirklich aß, da zögerte sie nicht länger und fraß ihr Stück ebenfalls. Beide, Mann und Katze, starben elendiglich. So täuschen sich die Schlauesten oft am allerleichtesten.

Wie anspruchslos die Japaner sind, konnte man täglich an den Bootsleuten im Hafen von Yokohama sehen, die vom Morgen bis zum Abend längsseit unseres Schiffes lagen, bloß um noch einige Kohlen zu fischen, die unsere Heizer etwa mit der Asche über Bord geworfen haben könnten. Der Ertrag war gering, aber mußte doch lohnend sein, sonst hätten sich die Leute nicht mit der Sache abgegeben. Aber ich habe sie freilich auch die ganze Zeit über nie anderes essen sehen als ihre Schüssel Reis. — Einst machte ich von Kobe aus mit einigen deutschen Damen und Herren einen Ausflug nach den berühmten Stromschnellen von Araschiyama. Stundenlang trabte der Jinrickschakuli, der mich fuhr, in seiner Schere. Als wir ankamen, packten die Damen ihre Körbe aus, und wir aßen

Fleisch, Wurst, Käse, Eier, Butterbrot, wir, die wir im Wagen gesessen hatten, aber die den Wagen gezogen hatten, kochten sich eine Schüssel Reis und trabten dann, neu gestärkt, den Weg wieder zurück, zwar magere, aber sehnige, kräftige Gestalten. Der Mensch darf eben nicht, wie ein Ochse, nach dem Fleischgewicht geschätzt werden. Schon damals dachte ich, wenn so ein Mann mit seinen braunen muskulösen Beinen vor mir herlief, daß so einer einen guten Soldaten abgeben müsse. Es ist ja auch klar, daß ein so leicht sich ernährender Mann sich trefflich zum Feldsoldaten eignet. Im Felde ist ja die Ernährungsfrage so überaus wichtig. Auch der tapferste Soldat ist nur ein halber Held, wenn er nur halb satt zu essen bekommen hat. Da der Japaner mit Reis zufrieden ist, Reis und Tee, so hat es die Verpflegungsbehörde leicht, ihn satt zu machen. Wie einfach ist auch der Reis zuzubereiten, wie einfach zu essen! Ein Messer ist unnötig, eine Gabel ebenfalls. Zwei dünne Holzstäbchen, ähnlich den hölzernen Wollstricknadeln, genügen. Es muß freilich das Essen mit ihnen gelernt sein. Es ist zwar nicht so schwer, wie man denken sollte, aber auch nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick aussieht. Auch hier macht nur Übung den Meister. Wir hatten acht japanische Seeoffiziere zur Ausbildung an Bord gehabt. Daher hatte uns der Mikado (Kaiser) zu einem feierlichen Essen eingeladen. Das war damals eine große Seltenheit und hohe Auszeichnung. Wenn wir aber von dem Reis uns mit Hilfe der Stäbchen hätten sättigen müssen, dann wäre Schmalhans Küchenmeister gewesen. Ich erinnere mich noch deutlich des halb unterdrückten, verwunderten Lächelns der Dienerinnen, die nicht begreifen konnten, wie ungeschickt wir uns mit den Stäbchen anstellten. Zum Glück hatte aber der Mikado ein Einsehen gehabt und uns vorher ein glänzendes Essen nach europäischer Art anrichten lassen. Das japanische kam nur der Wissenschaft wegen.

Sehr anspruchslos sind auch die Japaner in Bezug auf die Wohnung. Die Häuser sind meistens nur aus Holz und Papier; sie brennen leicht ab, sind aber auch bald wieder aufgebaut. Eines Tages brannte es in Tokio. Wie gewöhnlich brannten etliche



Am Yangtse bei Tschingkiang.

tausend Häuser ab. Das hätte ich gern gesehen. Aber in derselben Woche konnte ich nicht abkommen, und als ich in der nächsten Woche hinauskam, da waren die Häuser schon sämtlich wieder aufgebaut. Besser gestellte Leute sollen sich einfach stets ein neues Haus im voraus bereit halten, damit sie, wenns brennt, nicht lange obdachlos sind. Eigentlich genügt der ganzen Familie ein Raum. Höchstens daß er durch Papierwände etwas abgeteilt ist. Tische, Stühle, Sofas, Betten, Schränke und dergl. gibt's nicht. Man arbeitet, ißt, schläft, plaudert auf dem mattenbelegten Fußboden sitzend oder liegend. Trotzdem es im Winter kalt ist, gibt es keine Öfen. Man zieht sich einfach wärmer an und wärmt sich die Hände an einem Kessel mit feurigen Kohlen, um dessen gesellige Wärme sich die Hausbewohner sammeln.

Auch an die Kleidung machen sie keine großen Ansprüche. Es ist freilich höchst bedauerlich, daß neuerdings die europäische Tracht mehr und mehr in Aufnahme kommt. Aber die Mode ist überall in der Welt eine beinahe unwiderstehliche Macht. Wo sind die schönen deutschen Volkstrachten geblieben? Allermeist der Mode zum Opfer gefallen. Wo sind die schönen altdeutschen Vornamen geblieben. In Ostfriesland haben sie sich am längsten erhalten. Vor hundert Jahren wollte Napoleon sie abschaffen. Da haben die Leute kräftigen, erfolgreichen Widerstand geleistet. Aber stärker als Napoleon kommt leider den Ostfriesen in unseren Tagen die Mode über den Hals. Die Väter hießen noch Dodo, Edzard, Hajo, Ocko, die Söhne heißen jetzt, wie jeder heißen kann, Julius, Franz, Fritz, Emil. Die Mütter hießen Elburg, Almuth, Theda, Folke, die Töchter hören schon vielfach auf Else, Anna, Emma, Marie. Hoffentlich besinnen sich die Japaner, lassen die Mode Mode sein und bleiben bei ihrer kleidsamen Tracht, dem Kimono, einer Art Schlafrock für Männer und Frauen, weit, bequem, malerisch, über der Hüfte mit einem Gürtel zusammengehalten, der bei Männern schmal, bei Frauen dagegen oft sehr breit und von kostbarster Seide ist. Die Schuhe sind bei trockenem Wetter einfache Strohsandalen, bei Regenwetter kleine Brettchen mit Klötzchen darunter, so daß man

trockenen Fußes durch den tiefsten Schmutz gehen oder vielmehr trippeln kann, was bei Frauen, wenn sie es hübsch machen, sehr anmutig aussehen kann. Überhaupt zeichnen sich die Frauen durch kindliche, anmutige Bewegungen aus. Wenn es also wahr ist, daß die Frauenschönheit hauptsächlich in Anmut, Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit besteht, dann kann man die japanischen Frauen mit Fug und Recht schön nennen.

Besondere Sorgfalt verwenden sie auf die Haartracht. Die stellt einen überaus künstlichen Bau dar, durch Einflechten von Pferdehaaren in Gestalt und Schöne gebracht. Ich mußte, wenn ich einen solchen Kopfputz sah, immer an den Anfang des schönen Wanderliedes denken: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Viele Stunden werden auf den Kopfputz verwandt. Daher kann er nicht jeden Tag neu hergestellt werden, sondern muß mindestens eine Woche halten. Es dürfen also die so Frisierten ihren Kopf zum Schlafen nicht bequem auf ein Kissen legen; sie haben nur eine Makura, ein Ding wie einen kleinen Kasten, der als Stütze unter das Genick geschoben wird, so daß der ganze Kopf frei in der Luft schwebt. Höchst unbequem; aber was legt sich der Mensch nicht alles für Lasten auf, der lieben Eitelkeit zuliebe? Das schreckliche Fußbinden der Chinesinnen, was ist es anderes als Eitelkeit und Hochmut, der von jeher hat Zwang leiden müssen? Ich kann mir nicht versagen, hier anzuführen, was der berühmte Missionar und Forschungsreisende David Livingstone von den Negern am Zambesi erzählt. Die schmücken sich mit mehr Eitelkeit als der eitelste Pariser Stutzer. Der wunderbarste Schmuck, sagt Livingstone, wenn von Schmuck überhaupt die Rede sein kann, ist das Pelélé, der Oberlippenring der Frauen. Die Mitte der Oberlippe der kleinen Mädchen wird durchbohrt, und eine kleine Nadel wird in das Loch gesteckt, damit es nicht zuheile. Hernach wird die dünne Nadel herausgenommen und eine dickere hineingesteckt, dann wieder eine etwas dickere, und so weiter Wochen, Monate, Jahre hindurch. Die Oberlippe dehnt sich aus, wird immer größer und ist zuletzt so, daß ein Ring von 5 cm Durchmesser mit

Leichtigkeit eingeführt werden kann. Die Armen machen ihn aus Bambus, die Reichen aus Elfenbein oder Zinn. In letzterem Falle ist's manchmal kein Ring, sondern ein Tellerchen, im ersterem sieht er aus wie ein Serviettenring. Keine Frau erscheint öffentlich ohne das Pelélé, ausgenommen, wenn sie einen Gestorbenen betrauert. Es ist gräßlich, zu sehen, wie die Oberlippe zwei Zoll über die Nasenspitze hinausragt. Wenn eine alte Trägerin eines solchen Ringes lacht, so wird durch die Tätigkeit der Muskeln Ring und Lippe zurück und in die Höhe gezogen, die Nase wird durch den Ring sichtbar, und die entblößten Zähne zeigen, wie sorgfältig sie gefeilt sind, um auszusehen wie Katzen- oder Krokodilszähne. Sagt man den Frauen, das Pelélé mache sie häßlich, so antworten sie: „Aber es ist doch Mode!" Wie dieselbe entstehen konnte, ist ein Rätsel. Die fortwährende Berührung der Zunge mit dem Ringe drängt die Vermutung auf, die Erfindung sei zu dem Zwecke gemacht worden, diesem kleinen, gefährlichen Gliede eine unschädliche Beschäftigung zu geben. „Warum tragen eure Frauen so etwas?" fragte Livingstone einen alten Häuptling. Offenbar überrascht, meinte er: „Natürlich zum Schmuck und zur Zierde! Männer haben Bärte, Frauen nicht, und was für ein Geschöpf würde eine Frau sein ohne Bart und ohne Pelélé. Sie hätte einen Mund wie ein Mann und keinen Bart; ha! ha! ha!"

Wenn die Japanerin heiratet, färbt sie sich die Zähne schwarz und rasiert die Augenbrauen ab. Es soll das angeblich geschehen, damit sie, ihrer Schönheit beraubt, nicht anderen Männern gefalle. Aber ihr eigener Mann? Der müßte dann freilich von der Erinnerung an die Zeit zehren, da er sie noch als Jungfrau mit weißen Zähnen und mit Augenbrauen gekannt hat. Die schwarzen Zähne bleiben auffallend, um so mehr, als sonst die Japaner und besonders die Japanerinnen die größten Freunde der Reinlichkeit sind. Waschen und baden, täglich einmal, auch mehrmal heiß, so heiß wie möglich baden, das gehört ihnen zu den notwendigsten Lebensbedürfnissen. Die ersten Europäer, die sich dauernd in Japan aufhielten, und zwar auf der Insel Deschima bei Nagasaki, waren

Holländer. Man wollte Christen in Japan nicht dulden. Da sollen die Holländer, gefragt, ob sie Christen wären, geantwortet haben: „Wir sind Holländer“, und daraufhin geduldet worden sein. Nun sind die Holländer bei uns als besonders reinlich bekannt, aber der erste Mann, der ein ausführliches Buch über Japan geschrieben hat, ein deutscher Arzt in holländischen Diensten, Namens Kämpfer, schreibt, die Japaner seien so abergläubisch in bezug auf Reinlichkeit, daß sie selbst die Holländer der Unsauberkeit beschuldigten. — Soviel steht fest, daß, wenn in der ganzen Welt Reinlichkeit das schönste Lob einer Frau ist, die Japanerinnen dieses Lob vor allen Dingen verdienen.

Es ist hocherfreulich, berichten zu können, daß die Stellung der Frau in Japan in den letzten 30 Jahren sich bedeutend gehoben und gebessert hat. Der Einfluß des Christentums, die Berührung mit der christlichen Bildung, die neue Gesetzgebung, überhaupt die ganze Entwickelung sind der Frau sehr zugute gekommen. Wohl werden noch immer die Heiraten nicht aus Liebe, sondern aus Familienrücksichten geschlossen; wohl ist noch immer die Ehescheidung dem Manne allzu bequem gemacht; wohl ist noch immer der Mann alleiniger und unbedingter Herr im Hause und die Frau hat nur zu gehorchen: aber trotzdem gibt es doch viele glückliche Ehen. Der Missionar Munzinger, der zehn Jahre in Japan gelebt und die Verhältnisse genau kennen gelernt hat, schreibt: „Wenn auch Gatte und Gattin ohne Liebe in die Ehe treten, so ist doch das Wesen der Frau in der Regel derart, daß ihr Mann sie lieb gewinnt. Und wenn sie auch als erste Magd des Mannes ihren Platz vorzüglich in der Küche und in der Kinderstube hat, so weiß sie doch nicht selten ein Plätzchen im Herzen des Gatten zu finden. Nach meiner Kenntnis des japanischen Familienlebens ist es meistens falsch, von der Japanerin schlechthin als von einer Sklavin zu reden. Niemals hat man in Japan die Frau so tief erniedrigt, wie in den Ländern des Islam. Wohl ist es wahr, als Mädchen hat sie dem Vater, als Gattin dem Manne, als Mutter und Witwe dem ältesten Sohn Gehorsam zu leisten. Aber ich habe den Ein-

druck gewonnen, als ob man diesen Gehorsam nicht als sklavische Dienstbarkeit verstehen dürfe, sondern vielmehr als stille, bescheidene Zurückhaltung.“ Die Japanerin weiß sich in bewundernswerter Selbstverleugnung und Aufopferung in ihre Stellung zu finden, so daß der Stachel ihrer Abhängigkeit meist seine Bitterkeit verliert, und ein schönes Familienleben geführt werden kann.

Der Wahrheit die Ehre zu geben, so haben die japanischen Frauen auch ihre Fehler. Besonders zwei weibliche Schwächen finden sich bei ihnen. Ich werde mich aber hüten, sie namhaft zu machen; der geneigte Leser mag sie sich lieber selbst aus der Sage von der Sonnengöttin Amaterasu herauslesen. Die hatte sich einstmals über Götter und Menschen erzürnt und strafte sie mit Entziehung des Lichtes. Sie zog sich in eine finstere Höhle zurück und verschloß den Eingang mit einem gewaltigen Felsen, den sie von innen befestigte. Nun war große Not im Himmel und auf Erden. Wir im düsteren Abendlande müssen uns ja manchmal ohne Sonne behelfen, aber in einem so sonnigen Lande wie Japan wird sie aufs schmerzlichste vermißt. So sannen denn Menschen und Götter darüber nach, wie sie wohl die Sonnengöttin aus ihrer Höhle herauslocken könnten. Die Menschen wußten keinen Rat. Die Götter auch nicht. Aber eine Göttin hatte einen klugen Gedanken. Sie versammelte alle Götter und Göttinnen vor der bewußten Höhle und erzählte ihnen eine lustige Geschichte. Da lachten sie alle laut auf. Als das nun die Sonnengöttin hörte, dachte sie, was die wohl möchten zu lachen haben und schob, um es zu erfahren, den Felsen etwas beiseite. Diesen Augenblick nahm jene rasch wahr: sie hielt der Zürnenden einen Spiegel vor. Die besah sich darin, vergaß den Felsen festzuhalten, und schnell sprangen die Götter zu und schoben den Felsen vollends weg. Als sich Amaterasu so überlistet sah, machte sie, wie der Teufel im deutschen Märchen, gute Miene zum bösen Spiele und fing wieder an zu scheinen.

Es gibt nichts Reizvolleres, als eine japanische Mutter mit ihren Kindern spielen zu sehen. Sie wird dabei selbst zum Kind

und spielt nicht nur um des Kindes willen, sondern hat selbst ihre Freude am kindlichen Spiel. Unermüdlich habe ich zugesehen. Freilich, an die Kinder muß man sich erst gewöhnen; denn sie haben alle einen ganz kahl geschorenen Kopf, aus Gründen der Reinlichkeit. Nur hier und da bleibt ein kleines Büschel Haare stehen. „Ich kenne viele Europäer, die für die Japaner wenig übrig haben; ich kenne keine Abendländer, die nicht bezaubert wären von Japans Kindern. Es ist die sonnige Natur des Landes, die in ihnen Leben gewinnt. .Die Mädchen heißen mit Namen „Blume", „Aster", „Frühling", „Fichte", „Schnee", „Bambus", und sie entsprechen diesen Namen vollkommen. Heiterkeit und Frohsinn lachen einem entgegen aus den Kinderaugen. Die Knaben sind frank und frei in dem Ausdruck ihrer geistvollen Gesichtszüge; an den Mädchen ist alles Anstand und sanfte Anmut. Japan ist das Paradies der Kinder. Selten, um nicht zu sagen nie, erhalten die Kinder Schläge. Und doch ist die Ungezogenheit dort keine größere, ja mich will es bedünken, als sei sie geringer als bei uns. Als wirksameres Erziehungsmittel denn die Rute betrachtet man die Einwirkung auf des Kindes Herz."

Es gibt kein kinderloses Haus in Japan. Bekommt eine Frau keine Kinder, so kann sich der Mann von ihr scheiden und eine andere nehmen. Oder es wird ein Kind angenommen. So kann der Stamm nie aussterben, was schon aus religiösen Gründen wegen der Opfer, die die Nachkommen den Vorfahren zu bringen haben, vermieden werden muß.

Woher stammen die Japaner? Statt gelehrter Auseinandersetzungen über Rassen und Mischrassen erzähle ich, was die Japaner selbst in ihren alten Sagen von ihrer Herkunft von den Chinesen zu erzählen wissen. Es war zur Zeit des Kaisers Si oder Sikwo. Der war einer von den drei chinesischen Neros. Er regierte sein Reich nicht allein mit beispielloser Tyrannei, sondern auch mit dem größten Übermut und entsetzlicher Grausamkeit und verschwenderischer Üppigkeit. Einmal ließ er ein großes Stück Land ausgraben, um es zum See zu machen. Dazu verwendete er aber nicht Wasser,

sondern chinesisches Bier. Auf diesem segelte er dann in prächtigen Barken herum. Er fand das Leben so schön und die Gewohnheit zu herrschen, so süß, daß er seine Herrschaft gerne ewig behalten hätte. So befahl er denn eines Tages, es sollten bei Todesstrafe die Gelehrten seines Reiches einen Trank erfinden, der ihn unsterblich mache. Da überredete ihn einer seiner Leibärzte, dem sein Kopf lieb war, ihm zu gestatten, auf eine der aufgehenden Sonne zu gelegene ferne Insel zu fahren, um die zu dem Unsterblichkeitstrank nötigen Kräuter zu pflücken. Diese seien aber von so zarter Art und feiner Beschaffenheit, daß sie verwelken und ihre Kraft verlieren würden, wenn eine andere als eine reine und keusche Hand sie anrühre. Er schlage darum vor, dreihundert Jünglinge und dreihundert Jungfrauen, alle von guter Kraft und Gesundheit, sollten mit ihm dahin gesandt werden. Er zog auch wirklich mit ihnen aus. Aber der Kaiser konnte lange auf sein Tränklein warten. Wer nie wieder zurückkehrte, war der Arzt mit seinen sechshundert Auserwählten. Er entging der Tyrannei seines Herrn, ließ sich in gesegneten, sonnigen Gefilden nieder und bevölkerte die damals unbewohnten japanischen Inseln.

Seitdem hat sich das Volk der Japaner bis auf 46 Millionen vermehrt. Da es, wie gesagt, keine kinderlosen Häuser gibt, da Kindersegen, namentlich die Geburt von Knaben, etwas sehr Erwünschtes ist, so nimmt die Bevölkerung fortwährend stark zu. Das Land kann aber nicht mehr Einwohner mit Reis versorgen. Es ist an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen. Das Innere ist gebirgig, felsig, vulkanisch. Was in den Tälern, an den Küsten, an Bergabhängen landwirtschaftlich angebaut werden kann, ist bereits alles in Bebauung genommen und wird schon jetzt so bebaut, daß eine Vermehrung des Ertrages kaum denkbar ist. Da muß denn die Regierung Umschau halten, ob nicht irgendwo in der Nachbarschaft für das aufstrebende und ausdehnungsbedürftige Volk ein neuer Ellbogenraum, ein größerer Platz an der Sonne zu finden sei. Da mußten ja naturgemäß die Blicke auf Korea und die dahinter liegende Mandschurei fallen. Aber die war in

den Händen der Russen. Sie hatten zwar förmlich, feierlich, vertragsmäßig versprochen, die Mandschurei zu räumen, aber sie räumten sie auf eine Weise, die eher ein Vorwärts- als ein Rückwärtsgehen genannt werden mußte. Das konnten die Japaner gar nicht dulden. Es war für sie einfach eine Lebensfrage, eine Brot- oder vielmehr Reisfrage, es zu hindern. Einsichtige Leute sahen daher den russisch-japanischen Krieg, so sehr er viele überrascht hat, lange kommen. Er mußte kommen.

Auch daß er so ausfiel, wie er verlaufen ist, wundert den Kundigen nicht. Der Japaner ist ein ganz vortrefflicher Soldat. Wir sahen schon, wie genügsam er ist. Vortrefflich ausgebildet nach preußischem Muster ist er auch. Und eins hat er vor allen Dingen, was ihn auf die Dauer unüberwindlich macht, eine heiße, brennende, glühende Liebe zum Vaterlande. Er besitzt eine Opferfreudigkeit, wie sie nur die edelste Vaterlandsliebe gewähren kann.

Woher hat er die? — Sie ist aus der Liebe zum Vater geboren. Vater und Mutter ehrt und liebt der Japaner über alles. Das, was wir Christen das vierte Gebot nennen, ist ihm so von Kind auf ins Herz geschrieben und in all sein Denken und Dichten hineingewoben, daß er keine höhere, heiligere und liebere Pflicht kennt, als die Kindespflicht. Von dem bereits erwähnten Missionar Munzinger werden uns einige Geschichten mitgeteilt, die schon den kleinsten Kindern erzählt und eingeprägt werden. Eine Mutter lag schwerkrank darnieder. Kranke Leute haben manchmal das, was man in Schwaben ein „Geluscht“ nennt, ein Gelüste nach irgend einer besonderen Speise. Das war bei dieser Mutter der Fall. Da sprach sie zu ihrem Sohn: „Gehe in den Bambushain und hole mir Bambussprossen und koche mir eine Suppe davon, denn nur so kann ich wieder gesund werden.“ Als derselbe das hörte, erschrak er sehr, und der Atem stand ihm still. Denn es war Winter, und der Schnee lag fußhoch, und da die Bambussprossen erst von der warmen Frühlingssonne aus dem Boden gelockt werden, so war keine Hoffnung vorhanden, den Wunsch der Mutter zu erfüllen. Trotzdem machte er sich als gehorsamer Sohn sogleich auf den Weg



Brotfruchtbaum (Samoa-Inseln).

und ging in den Hain. Dort schlang er seine Arme um die Bambusstauden und weinte bitterlich. Aber siehe, die Natur hatte Mitleid mit seinem Schmerz, langsam öffnete sich der Boden, und heraus kamen die zartesten Bambussprossen, welche in China wie in Japan eine sehr beliebte, in Aussehen und Geschmack unseren Schwarzwurzeln ähnliche Speise bilden. Der Sohn kochte von denselben eine Suppe, und seine Mutter wurde wieder gesund.

Ähnlich klingt die Geschichte von dem kleinen Knaben, dessen kranke Mutter eine besondere Vorliebe für Fisch hatte. Eines Tages überkam sie auch einmal wieder die Lust nach einem solchen. Es war aber Winter und das Wasser des Teiches hart gefroren. Gleichwohl nahm der Knabe die Axt auf den Rücken und ging an den Teich. Aber wie er auch mit der Axt zuhieb, er brachte das Eis nicht durch. Wie er nun verzweiflungsvoll dastand, kam ihm plötzlich ein erleuchtender Gedanke. Er zog seine Kleider aus und legte sich nackt auf das Eis hin, um dieses durch die Wärme seines Körpers zu erweichen. Da durchströmte ihn plötzlich eine starke Glut, das Eis zerschmolz, und es entstand ein Loch. Alsbald erschienen an dem Loch zwei prächtige Karpfen, um Atem zu schöpfen. Die ergriff der Knabe und brachte sie nach Hause. —

Ein Mann lebte in sehr ärmlichen Verhältnissen. Er hatte einen alten Vater und einen jungen Sohn, und beide hatte er sehr lieb. Er hätte sich glücklich preisen dürfen, wenn nicht trotz aller fleißigen Arbeit Schmalhans beständig Küchenmeister bei ihm gewesen wäre. Hungrig setzte man sich zum Essen, hungrig stand man wieder auf. Darüber grämte sich der arme Mann sehr und machte sich um seines alten Vaters willen nicht wenig Gewissensskrupel. „Sieh“, so dachte er, „wenn ich mit meinem Vater allein wäre, könnte ich meiner Kindespflicht ihm gegenüber genügen. Ich will mich daran machen und meinen lieben Sohn lebendig begraben.“ Mit großen Schmerzen ging er an die traurige Arbeit. Er grub ein Loch, darein das Kind begraben werden sollte; aber o Wunder! plötzlich stieß er auf etwas Hartes, und da er es herauszog, war es ein Gefäß voll von Goldstücken. Nun war die Tugend des

Sohnes reichlich belohnt; aus dem armen Manne war ein reicher geworden, und alle Not hatte ein Ende. — Um das zu verstehen, muß man wissen und bedenken, daß es für einen Japaner die größte Schande, ja undenkbar wäre, seine alten Eltern unversorgt zu lassen. Wie es im alten Rom kein Gesetz gegen und keine Strafe für Vatermord gab, weil man solch ein Verbrechen für unmöglich hielt, so wird es in Japan für unmöglich gehalten, daß ein Sohn seinen Vater, wenn er fünfzig Jahre alt geworden ist, noch arbeiten ließe. Das würde sich keiner wollen nachsagen lassen. Die Eltern werden von ihren Kindern geradezu auf Händen getragen und mit der zartesten Aufmerksamkeit und Rücksicht behandelt.

Roraischi war ein gutes Kind von siebenzig Jahren. Seine hochbetagten Eltern aber waren noch am Leben, und mehr als neunzig Jahre hatten sie gesehen. Roraischi hatten nur eine Sorge: seine Eltern möchten, ihres hohen Alters bewußt, traurig werden und sich wegen des nahenden Todes grämen. Um ihnen diesen Kummer zu benehmen und sie über ihr Alter hinwegzutäuschen, zog Roraischi Kinderkleider an und spielte gleich einem Kindlein auf dem Fußboden. Da das seine Eltern sahen, verflogen die Grillen und Sorgen des Alters. Sie lächelten sich glückselig an und freuten sich in dem Gedanken, daß sie als glückliche Besitzer eines so kindlichen Sohnes immerhin noch nicht so alt sein könnten.

Man mag über eine solche Geschichte lächeln; dem Japaner ist es heiliger Ernst damit. Und die Wirkung ist, wie die Erfahrung lehrt, sehr stark auf das kindliche Gemüt, das dadurch mit den festesten Banden an die Familie, das Vaterhaus, die Eltern, besonders den Vater gebunden wird und damit eben auch an das Vaterland. Eine Liebe hängt mit der anderen zusammen, wird aus ihr geboren. Unlängst fanden die Russen bei einem gefallenen japanischen Unteroffizier einen Brief. Seine Frau hatte ein Bild mit der Unterschrift: „Das bin ich und Deine Kinder" hineingezeichnet und schrieb dann weiter: „Du sollst mich und Deine Kinder vergessen! Denke daran, daß Du nur eine Gattin, nur ein Kind

hast — Dein Vaterland! Laß die Erinnerung an mich schwinden; ich will es!" — Bei einem anderen gefallenen Japaner fand man einen Brief seiner Mutter: „Ich nahm Abschied von Dir, als Du zu Schiff wegfuhrst. Ich weiß, daß das Glück Japans und des Mikado viele Opfer verlangt. Möge der Gedanke an mich Dich nicht verzagt machen! Ich weiß, daß ich nicht verhungern werde, und auf Deinen Tod werde ich stolz sein, in dem Bewußtsein, daß ich dem Vaterland opferte, was mir am teuersten war." — Eine andere Mutter hatte dem Sohn geschrieben: „Gestern gingen wir alle zu der ehrwürdigen Sana, um ihr unsere Glückwünsche darzubringen, dieser geehrten, glücklichen Mutter, deren Sohn, wie die kaiserliche Bekanntmachung meldet, vor seinem Regiment gefallen ist. Das ganze Dorf huldigte ihr, und sie saß stolz und voll Ruhe da."

Ein Offizier hatte schon vor Jahren erkannt, daß es einmal zum Krieg mit Rußland werde kommen müssen. Mit Wort und Schrift hat er daher alles aufgeboten, die machthabenden Gewalten scharf zu machen und das ganze Land zur gewissenhaften Vorbereitung und sorgfältigen Rüstung anzuspornen. Er nahm es damit so ernst, daß er sich gar nicht genug tun konnte. Immer meinte er, es werde noch nicht genug auf seine Mahnungen gehört. Da kam ihm der Gedanke, wenn er tot wäre, dann würde auf sein Wort, als das eines Gestorbenen, mehr Gewicht gelegt werden. Und darum machte er Harakiri, d. h., er schlitzte sich mit einem scharfen, breiten, spitz zulaufenden Harakirimesser den Bauch auf. Das ist eine altjapanische Sitte, oder vielmehr Unsitte, die sich bis in unsere Tage erhalten hat, namentlich für Männer höherer Stände, die in Ungnade gefallen sind oder ihr Leben verwirkt haben. Werden sie hingerichtet, so verfällt ihr Vermögen dem Staat, machen sie aber Harakiri, dann erben es die Kinder. Ich ließ mir das Verfahren dann wiederholt genau zeigen. Der Mann kniet auf der Erde, stemmt das Messer vor sich mit der Spitze nach oben auf den Fußboden und läßt sich dann vornüber mit dem Bauche in das Messer fallen. Es ist allerdings ein ziemlich langsamer und gewiß sehr schmerzlicher Tod. Darum ist es in neuerer Zeit üblich geworden,

sich einen guten Freund anzunehmen, der einem im Augenblick des Vornüberfallens von hinten den Kopf abschlägt. Das wird aber von strengen Anhängern des Alten, den Lobrednern vergangener Zeiten, für eine moderne Verweichlichung gehalten und als schlapp verurteilt.

Doch zurück zur Vaterlandsliebe. Sie hat nicht nur mit wunderbarer Hingebung und großen Opfern eine Armee nach deutschem Muster geschaffen, sondern auch, ebenfalls wie wir, eine ganz ansehnliche Flotte gebaut. Und zwar hat Japan sich, wiederum genau wie Deutschland, für den Bau seiner Schiffe vom Auslande unabhängig gemacht. So bleiben die Millionen, die für die Flotte ausgegeben werden, im Lande und kommen der Hebung des heimischen Gewerbefleißes zugute. Das Geld wird ja nicht ins Wasser geworfen; es kommt unter die Leute, geht aus einer Hand seiner Bestimmung gemäß in die andere, kommt schließlich auch zu den Steuerzahlern, wenigstens teilweise, im natürlichen Kreislauf wieder zurück, so daß es also fruchtbringend nicht nur viele Arbeiterfamilien ernährt, sondern auch sonst Handel und Gewerbe belebt. Übrigens haben die Bürger und Beamten Japans die Regierung beim Bau der Flotte in tatkräftiger Vaterlandsliebe sehr schön und dankenswert unterstützt. Es ging da nicht nach dem Sprichwort: „Wasch mir den Pelz, aber mache mich nicht naß.“ Man tat für die Flotte nicht nur den Mund auf, sondern auch den Beutel. Die Japaner haben sich ihre Flotte viel kosten lassen, und zwar freiwillig, aus eigenen Mitteln. So haben z. B. lange Zeit alle diejenigen, die ihre Einnahmen vom Staate beziehen, vom Kaiser an bis zum geringsten Polizeisoldaten, auf ein Zehntel ihrer Gebührnisse zugunsten des Flottenbaues verzichtet. Das kann schon schaffen; wirkt überdies vorbildlich auf andere Stände.

Der Japaner ist eben opferfreudig. Und, wenn das Vaterland ruft, auch kampfesfreudig, todesfreudig, ein tapferer, mutiger Soldat. Er kann sich in dieser Hinsicht dem Deutschen an die Seite stellen, der bekanntlich, wenn der Kampf erst zu wogen begonnen hat, in seinem Kampfeifer alle Gefahr und Not vergißt. Aber der Japaner kann noch etwas anderes, was vielleicht noch

schwerer zu lernen ist: entbehren, entsagen, Schmerzen ertragen, „leiden, ohne zu klagen.“ Bei der großen Zahl der Verwundeten im gegenwärtigen Kriege mußten Operationen manchmal schnell und ohne Anwendung von Chloroform*) gemacht werden. Da haben denn die Japaner, wiewohl nur klein, schmal und schmächtig gebaut, doch heldenhaft dem Messer der Ärzte still gehalten.

Sie lernen freilich von klein auf Schmerzen ertragen. Schon allein durch das Baden in sehr heißem Wasser. Ich sah einen neben dem großen Asakusa-Tempel in Tokio, der sich in einer Schaubude sehen ließ, wie er mit blanken Füßen mitten durch ein langes Holzfeuer ging und dann mit den Armen in kochendes Wasser hineinfuhr; ja, er nahm einen Tannenzweig, tauchte ihn in das siedende, brodelnde Wasser in einem Kessel über dem Feuer und schüttelte dann sofort den Tannenzweig über seinem unbedeckten Haupte aus. — Als Jongleure,**) Zauberkünstler, Akrobaten (Kraftkünstler), Schlangenmenschen und sonstige Kunststückmacher sind sie in Japan einfach großartig. In der Nähe des genannten Tempels konnte man in zahlreichen Buden Wunderdinge sehen. Eine Leistung werde ich nie vergessen. Trat da ein Mann auf, der hatte ein Dutzend haarscharfe, alte japanische Schwerter vor sich liegen, und an der Wand standen zwei Leiterbäume ohne Sprossen nebeneinander. Er nahm ein Schwert, zeigte, daß es wirklich haarscharf war, indem er von einem Stück Seidenpapier, das er frei in der Luft hielt, kleine Stückchen mit dem Schwerte abschnitt, und dann steckte er das Schwert als unterste Sprosse, mit der Schneide nach oben, zwischen die Leiterbäume. Gleicherweise verfuhr er mit dem zweiten Schwert; das wurde die zweite Sprosse. So hatte er schließlich indem er es mit dem dritten, vierten und den folgenden Schwertern gleichfalls so machte, eine Leiter von zwölf Sprossen, deren Sprossen aber haarscharfe Schwerter, alle mit der Schneide nach oben, waren. Dann ging er mit bloßen Füßen diese Leiter hinauf und wieder

*) Ein Betäubungsmittel.

**) Tausendkünstler, der Kugeln, Bälle, Messer und dergl. in die Luft wirft und wieder auffängt.

herunter. Man mußte den Atem anhalten. Ich konnte die Sache nicht begreifen, bis ich ausprobierte, daß das Schneiden mit einem Schwert oder Messer, und wenn es noch so scharf, nicht durch bloßen Druck, sondern Drücken, verbunden mit Hin- und Herziehen, bewirkt wird. Darauf hatte jener seinen Plan gebaut. Es war also keine Hexerei, diesmal auch keine Geschwindigkeit, sondern vollendete Ruhe und Sicherheit. Ein Ruck, ein Zittern, eine Bewegung oder nur der hundertste Teil von einem Fehltritt — und der Mann war geliefert.

Beim großen Asakusa-Tempel, sagte ich, habe der Schwertleitersteiger sein Wesen getrieben. Dieser Tempel ist ein großes, weitläufiges Gebäude, außen blutrot angestrichen, im Innern mit zahllosen Götterbildern angefüllt, die verschiedensten Gottheiten darstellend, unter denen der Gott des Reichtums, mit einem vollen Sacke auf dem Rücken, und der Gott der Nahrungsmittel, mit einem Fische auf dem Arme, eine besonders große Rolle spielen. Will einer beten, so klatscht er vorher in die Hände und ruft den betreffenden Gott mit lauter Stimme, um ihn auf sein Gebet aufmerksam zu machen. Ich erlebte in dem Asakusa-Tempel eine rührende Szene. Es stand da ein bronzenes Bild eines Gottes der Heilkunst, dessen verschiedene Glieder völlig glattgerieben und abgenutzt waren, denn die buddhistischen Gläubigen meinen, wenn sie irgend ein krankes Glied haben und reiben erst das entsprechende Glied der Bildsäule und dann das eigene, kranke, so bringe das Heilung. Nun kam, als ich da stand, ein altes Großmütterchen mit ihrem Enkelkinde heran, das einen lahmen Arm hatte, und strich mit solcher Andacht und Liebe erst den Arm des Bildes und dann den Arm des Kindes, daß auch dem vermessensten Freigeist Lachen oder Spott vergangen wäre, und man nur hätte wünschen mögen, der Arm würde gesund.

Neben dem Konfuzianismus*) bestehen der Schintoismus und Buddhismus als die beiden Hauptreligionen der Japaner zu

---

*) Konfuzius, ein in Japan und China verehrter Religions- und Sittenlehrer (etwa 500 v. Chr.), dem zu Ehren Tempel erbaut sind.

Recht. Sie greifen aber beide vielfach so ineinander, daß sie schwer auseinander zu halten sind. Die reich ausgebildete Götterlehre des Schintoismus beruht, ähnlich wie die Religion der alten Germanen, auf manchmal sinnreich ausgedachten und schön gedeuteten Natursagen. Die Götter dieses Himmels sind in Personen verwandelte Naturkräfte. Die Ahnenverehrung ist ein wichtiges Stück dieser Religion.

Es gibt Leute, die schlechter sind, als ihre Religion. Es gibt auch Leute, die besser sind, als ihre Religion. Zu den letzteren dürfen wir unzweifelhaft die Japaner rechnen. Wie weit bereits, namentlich unter den Gebildeten, bewußt oder unbewußt, der Einfluß des Christentums reicht, läßt sich natürlich schwer feststellen. Er wird von Kundigen für sehr groß gehalten. Und doch ist es zu verwundern, daß die Japaner ein so tüchtiges Volk geworden sind. Denn ihre Religion ist Götzendienst, Aberglaube, Gespensterfurcht, Platzfurcht, Todesfurcht, weiter nichts. Daher stammt eine schlimme Herrschsucht und Geldgier der die Opfer darbringenden, die Gespenster bannenden Priester. Die Fürsorge für die gestorbenen Ahnen ist besonders eine Schraube ohne Ende, die immer wieder angezogen werden kann. Zum Beweis lasse ich den Missionar Voskamp reden. Die Priester, die die Welt des ewigen Dunkels, der abgeschiedenen Geister beobachten, finden natürlich bald heraus, daß der verstorbene Vater einer reichen Familie plötzlich auf Befehl des Höllenkönigs verhaftet und in ein schauerliches Loch geworfen worden ist, wo er von grausamen Geistern, die mit Schwert und Speer bewaffnet sind, bewacht wird. In wehleidigen Tönen, als sei er tief ergriffen, teilt der Vorsteher der Priesterschaft diese Schreckensnachricht der Familie mit. Die Unglücklichen sind aufs tiefste erschüttert. Man hatte ja alles getan, was man nur tun konnte, um das Los des verstorbenen Vaters in der Unterwelt günstig zu gestalten, und nun doch! Sie bitten die Priester, das Sühneopfer zu bringen. Diese verlangen 1000 Mark. Die Aufgabe sei schwer, der Zorn des Höllenfürsten sei groß, die Grube sei tief! Man feilscht um den Preis. Endlich wird man um 700 Mark handelseinig. Der Oberpriester

willigt zögernd ein. Er sage es gleich, es sei schwierig, für diese geringe Summe etwas auszurichten, aber sein Herz sei von Barmherzigkeit erfüllt, und er wolle tun, was nur in seiner Macht stehe.

Wieder versammeln sich die Familienglieder in der Halle, wieder wird die Ahnentafel aufgestellt und ein Opfermahl hergerichtet. Auch die Priester müssen beköstigt werden, und der Geschmack der Schurken ist schwer zu befriedigen. Wieder ertönt die helle Glocke, und es neigen und verbeugen sich die in gelbe Gewänder gehüllten Priester im Takte und schreiten auf und nieder und plärren das einförmige, langweilige Lied, das sicher keinen Geist vertreibt. Die kahlköpfigen Geisterbeschwörer mit den bleichen, hohlen Gesichtern — sie widmen ja ihre meiste Zeit der Opiumpfeife — sind auch so wenig bei der Sache, daß sie sich gegenseitig faule Späße zuraunen, und nie habe ich es begreifen können, wie das Volk diese Priester so verachten und verspotten und ihnen doch die Sorge um ihr zukünftiges Wohl und Wehe anvertrauen kann!

Am Nachmittag des zweiten Tages meldet der Abt mit tiefer Bewegung und in großer Bestürzung, die Lage des Gefangenen in der höllischen Grube habe sich noch nicht im geringsten verändert. Für 700 Mark ginge es nicht. Die 300 Mark werden seufzend und klagend bezahlt. Und nun kehren die Priester mit verdoppeltem Eifer an ihr Werk zurück. Der Gesang wird kraftvoller, der Schritt rascher, und die hellen Glockenklänge klingen schneller aufeinander. Die Familie aber weint und schluchzt über ihr Unglück.

Nach einiger Zeit meldet der leitende Priester, daß in dem Gefängnis der Geisterwelt eine Bewegung geschähe, und daß die Loslösung des Gefangenen ihren Anfang nähme. Endlich doch etwas Licht in diesem Dunkel! Die 300 Mark haben ihre Wirkung ausgeübt. Am dritten Tage stellt der Oberpriester eine genaue Untersuchung an. Er teilt der ängstlich harrenden Familie mit, daß der unglückliche Mann sich an den Rand der schauerlichen Grube anklammere und mit angsterfüllten, weitaufgerissenen Augen darüber hinwegblicke. Die Weiber reißen sich die Armspangen vom Handgelenk und die Ringe von den Fingern. Alles opfert man

für den toten Vater. Er wird es schon wieder gut machen; er kann ja tausendfach vergelten, was man für ihn getan. Die Priester sehen, daß sie nicht weiter gehen dürfen. Man könnte ihnen ja sagen: „Ihr versteht euer Geschäft nicht, die Geister gehorchen eurer Stimme nicht." „Darum beenden wir schleunigst das Werk." Ehe die Sonne untergeht, ertönen dumpfe Gongschläge,*) eine Unmasse von Feuerschwärmern wird abgebrannt, Pulverdampf wallt auf, und der Vater ist in Freiheit. Man gratuliert der Familie, und die Ärmsten sind befreit von großer Angst und einer großen Summe Geldes.

Ein Beispiel buddhistischer Leichtgläubigkeit. Ein Mann hatte eine besondere Vorliebe für Rebhühner. Er war aber arm, und seine Mittel erlaubten ihm nicht, sich welche zu leisten. Es reichte höchstens für einen gesalzenen Fisch. Eines Tages war er über Land gegangen, sich einen solchen zu kaufen. Auf dem Heimweg hörte er plötzlich ganz nah den Schrei eines Rebhuhns. Er ging ihm nach und fand eines seiner Lieblingstiere in einem Netz gefangen. Diese Gelegenheit war denn doch zu verlockend. Er eignete sich das Rebhuhn an. Um es aber nicht geradezu zu stehlen, steckte er statt seiner den gesalzenen Fisch in das Netz. Als dann der Vogelsteller kam, nachzusehen, ob er etwas gefangen habe, und sah den Fisch — da eilte er schleunigst ins Dorf zu den Priestern, verkündete ihnen das Wunder und frug sie, was es wohl bedeute. Es ward ihm bedeutet, der betreffende Flurgott fühle sich beleidigt, weil er so sehr vernachlässigt werde, darum habe er anstatt des feinen Rebhuhns einen gemeinen Fisch gegeben. Und was war der Erfolg? Bald erhob sich an der Stelle ein prächtiger Götzentempel mit großartigem Zulauf.

Trotz aller seiner Schwächen und Fehler hat aber der Buddhismus doch in einer Beziehung sein Gutes gehabt. Er hat die Leute lernbegierig gemacht und für Ausbreitung des Wissens auch unter den Armen und Geringen gesorgt. Wie hätte auch das Volk ohne

---

*) Gong, ein trommelartiges, metallenes Tonwerkzeug.

diesen Lerneifer in den letzten 30 Jahren solche Fortschritte machen können? Welch eine Wißbegierde zeichnete die acht jungen Seeoffiziere, die wir an Bord hatten, aus! Sie benützten jede Gelegenheit, tiefere Einblicke in die Geheimnisse europäischer Geistesbildung, besonders natürlich der Marinewissenschaften, zu tun.

Wie sehr wäre es einem Volke, das schon soviel gelernt hat, zu gönnen, daß es nun auch bald in allen seinen Ständen und Gliedern lernte, Gott, der ein Geist ist, nach Christi Unterricht im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Japan ist ein so schönes Land, dem man gern alles Gute wünscht. Den größten Teil des Jahres lacht über ihm eine lichte, freundliche Sonne. Und man freut sich des Sonnenscheines und lebt viel im Freien. Es kann recht hübsch warm werden, aber nicht drückend heiß, schon darum nicht, weil oft eine frische, den Menschen immer wieder neu erquickende Seebrise weht. Die Kirschenblüte bei Tokio ist ein wunderbares Bild von Frühlingszauber; man feiert ihr zu Ehren ein fröhliches Volksfest. In harmlosen, freudenreichen Volksfesten und öffentlichen Vergnügungen sind die Japaner überhaupt groß. Da freuen sie sich wie die Kinder — ohne Alkohol. Der Japaner trinkt wohl auch einmal ein Gläschen Reiswein oder vielmehr Reisbranntwein, Saki, aber ich kann mich nicht erinnern, jemals einen betrunken gesehen zu haben. Soldaten, die sich nie betrinken, bei denen muß sich's gut Vorgesetzter sein! Und wie wenig Strafen müssen da vorkommen! Und was müssen die im Kriege wie im Frieden, zu Lande wie zu Wasser, leisten!

Eigentümlich stechen gegen die heitere, japanische Gemütsart und gegen den heiteren Himmel die dunklen, düsteren Nadelhölzer ab, die man so oft sieht. Daneben aber wieder, als ob der Gegensatz wirken sollte, unzählige hell und freundlich blühende Kinder der reichen Blumenwelt dieses Sonnenlandes. Wir haben ja schon eine ganze Anzahl von ihnen in unseren Gärten und Stuben eingebürgert, den japanischen Feuerdorn, die japanische Feuerlilie, die bläuliche, so früh und reich blühende japanische Primel. Fruchtbare Täler, sanfte grüne Matten, freundliche Küstenstriche, hochragende Berge und das weite, weite Meer geben dem Lande sein Gepräge. Unter den Bergen

ragt, alles beherrschend, schon von See her weithin sichtbar, der hohe, mit fast ewigem Schnee bedeckte Fusijama hervor, vulkanisch, amtlich für erloschen erklärt; doch behaupten vorsichtige Leute, es sei ihm nicht ganz zu trauen. Unzählige Male ist dieser Stolz der Japaner abgebildet worden auf Bronze, Porzellan, Elfenbein, Holz, Seide, Papier und allem, was sich nicht wehrt; auf Vasen, Kannen, Tassen, Schirmen, Fächern, Dosen, Kasten, Teebrettern, Untersetzern, Wandbildern — wo findet man den Fusijama überhaupt nicht? Alle diese hübschen und mit großer Sorgfalt gearbeiteten Sachen haben ja längst ihren Weg in jedes deutsche Haus gefunden, besonders die lackierten Waren, so daß der geneigte Leser sicher ein alter Bekannter des Fusijama ist, wenn er den Namen dieses in gleichmäßiger Verjüngung aufsteigenden Riesenkegels auch noch nicht gekannt haben sollte. Die Längsstreifen, die sich vom Gipfel herunterziehen, bedeuten Gletscher- und Schneespalten.

Goldene Äpfel in einer silbernen Schale kann man die japanischen Inseln, deren Tausende sein sollen, nennen. Ein überaus reich gegliedertes Gestade, ein weit ausgedehnter Küstensaum, überhaupt die ganze Lage weist den Japaner auf das Meer hin, als auf die starke Wurzel seiner Kraft. Da liegt seine Zukunft. Zahlreiche Meeresarme strecken sich in wunderbarer, landschaftlicher Schönheit zwischen die Wohnungen der Menschen und Tempel der Götter hinein, das blaue Meer und das grüne Land innig miteinander vermählend. Und was die Landschaften besonders schön macht, das sind die Meerengen, die sich zwischen den einzelnen Inseln hinziehen, bald schmal, bald breit, bald krumm, bald gerade, bald von grünen Ufern umsäumt, bald von malerischen Felsen umbaut. Wer könnte je eine Sommerfahrt durch die japanische Inlandsee, besonders durch die Straße von Simonosecki, wer die Bucht von Tokio, den Hafen von Nagasacki vergessen, wenn er einmal diese Bilder recht in seine Seele aufgenommen hat? — Es gibt freilich Leute, die nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit und ihrem Gelde machen sollen, und die dann aus Langeweile „Weltreisende“ werden, sich aber nichts recht ansehen und darum auch nichts Rechtes mit heimbringen.

Hat man's doch erlebt, daß dergleichen Reisende an den schönsten Stellen der japanischen Inlandsee drunten in der Kajüte sitzen blieben.

Man will eben „dajewesen" sein, um mitreden zu können, redet dann aber vorbei.

Und nun erzähle ich noch zwei alte japanische Geschichten, die einen deutlichen Einblick in die japanische Volksseele gewähren, und zwar in der Darstellung, wie Professor Brauns sie uns übermittelt hat.

Die Warze und die Kobolde.

Einst lebte in einem Dorfe ein herzensguter, fröhlicher Mann, der sich mühevoll seinen Lebensunterhalt verdiente, dabei aber immer lustig und guter Dinge war. Auf der rechten Wange hatte er eine große, häßliche Warze, die ihn sehr verunzierte; doch machte er sich nicht viel daraus, und wenn ihn die Leute dann und wann wohl darüber neckten, so fing er mit ihnen zu lachen an und kränkte sich nicht darüber. Sein Nachbar indessen, der merkwürdigerweise dieselbe Verunstaltuug auf der linken Wange hatte, war anderer Natur; er war zänkisch, und niemand hätte wagen dürfen, in seiner Gegenwart auf die häßliche Warze anzuspielen. Deshalb hatte dieser Nachbar auch wenig Freunde, während der andere freundliche Mann von allen im Dorfe geliebt wurde.

Eines Tages nun nahm dieser, wie er dies öfter tat, seine Axt und ging in den Wald, um Holz zu fällen, das er verkaufen wollte. Er wanderte tief in den Wald hinein, und als er den hohen Trommelberg bestieg, da fing es so gewaltig zu regnen an, und der Sturm heulte so sehr, daß er nicht weiter kommen konnte und unter den breiten Ästen der dicken Bäume Schutz suchte. Stundenlang hoffte er, das Unwetter werde nachlassen, und er könne dann den Heimweg antreten. Doch sein Hoffen war vergebens; es regnete und stürmte fort und fort, und so mußte er sich entschließen, die Nacht im Walde zu bleiben; denn die Sonne ging bereits unter, und es begann ringsumher zu dunkeln. Als er sich nach einem

Plätzchen umschaute, das ihn einigermaßen vor Regen und Sturm schützen konnte, denn weit und breit war keine Hütte zu sehen, da gewahrte er ganz in der Nähe einen hohlen Baum. Geschwind ging er darauf zu und stieg in die weite Höhlung. Ja, nun war er geborgen; hier konnte er es gut aushalten. Der gute alte Mann lachte vor Freuden, und zufrieden, wie er von Natur war, machte er es sich so bequem in seinem Verstecke, wie er nur konnte.

Schon fielen ihm vor Müdigkeit die Augen zu, und der Schlaf stellte sich ein. Da hörte er ganz in seiner Nähe das Geräusch von Schritten, und sofort war er wieder wach und munter. Vorsichtig lugte er durch eine Spalte des Baumes und sah zu seinem nicht geringen Erstaunen eine ganze Schar sonderbarer Kobolde, welche die merkwürdigsten Sprünge machten und gar wunderlich aussahen. Viele waren über und über von roter Farbe, andere wieder waren schwarz, mit sonderbaren roten Kleidern behängt, manche hatten keinen Mund, und wieder andere hatten nur ein Auge. Es waren ihrer wohl über hundert, und der alte Mann war halb tot vor Grauen und Furcht. Indessen hielt er sich mäuschenstill und wartete atemlos der Dinge, die da kommen würden. Die gespenstischen Wesen hatten auch einen Oberkobold. Den sah der arme Mann jetzt ganz deutlich, und das Ungeheuer, das einen großen Schnabel statt der Nase im Gesicht hatte, versammelte die Menge gerade unter dem hohlen Baume, in dem der Alte saß. Hier setzte sich der Oberkobold nieder, schlug die Beine unter und hieß die anderen sich zu beiden Seiten in zwei langen Reihen niedersetzen. Dies geschah denn auch sogleich, und kaum war es geschehen, so fingen die Kobolde zu schmausen an. Sie tranken den Wein wie gebildete Menschen und hielten ein so regelrechtes Gastmahl, daß der Lauscher sich nicht wenig darüber verwunderte. Doch als die Schale mit Wein immer wieder die Runde gemacht hatte, da schien der Oberkobold trunken zu werden; das konnte man aus seinen Geberden merken. Den alten Mann, der alles genau beobachtete und allmählich seine Furcht verlor, belustigte dies nicht wenig, aber es sollte noch besser kommen. Einer aus der Gesellschaft trat, nachdem

die Mahlzeit beendet war, aus der Reihe hervor, machte seine Verbeugungen vor dem Oberkobold und führte dann einen Tanz auf, so spaßhaft und komisch, daß es gar nichts Lächerlicheres geben konnte. Und kaum hatte dieser den Anfang gemacht, so fingen sie alle an zu tanzen, überschlugen sich und waren überaus possierlich. Der alte Mann, den dies über alle Maßen belustigte, konnte sich nun nicht mehr halten. Er vergaß ganz und gar, daß er nicht zu der Schar gehörte und sprang mit den tollsten Sprüngen mitten zwischen sie. Die Kobolde umringten ihn sogleich und stürzten von allen Seiten herbei. Doch ihn schien dies gar nicht zu kümmern. Er tanzte fort und fort, und als er in die Nähe des Oberkoboldes kam, da führte er den spaßhaften Tanz eines Trunkenboldes auf, zu dem er laut zu singen anfing. Als die Gesellschaft dies sah und hörte, da lachte sie, daß es im Walde widerhallte, und der Oberkobold sowohl als seine Genossen gaben das größte Entzücken zu erkennen. Als der alte Mann seinen Tanz beendet hatte, sagten sie: „Wie lange schon halten wir in diesem Walde unsere Feste, und noch nie haben wir etwas so Spaßhaftes gesehen, wie heute den Tanz dieses fröhlichen Alten! Er muß wiederkommen und an unseren Vergnügungen teilnehmen!" „Das will ich gern tun", sagte der alte Mann eifrig, denn es fing ihm doch wieder an unheimlich zu werden, „und das nächste Mal will ich es besser machen. Heute habt ihr von meinen Künsten nur eine schwache Probe gesehen!" „Ach, wenn er heute uns verspricht wiederzukommen", schrieen die Kobolde, „so wird er doch sein Wort nicht halten, das wissen wir vorher." „So soll er ein Pfand hier lassen", sprach der Oberkobold; „geschwind, nehmt ihm die schöne Warze aus dem Gesicht!" „Nein, nicht die Warze", rief der alte Mann, „alles andere, nur die nicht! Ich habe die Warze nun schon so lange Jahre, von der kann ich mich nicht trennen!" „Nun, dann gerade wollen wir sie behalten, damit wir sicher sind, daß du wiederkommst und sie holst", sprachen die Kobolde, griffen ihm mit den Händen ins Gesicht, und fort war die Warze. Als der Tag graute, zogen die Kobolde ab, und der alte Mann war

ganz allein. Ungläubig befühlte er sein Gesicht, — die Warze war und blieb fort.

Freudig eilte er heim und erzählte seiner Frau die wunderbare Begebenheit, und als die Leute ihn sahen, da wünschten sie ihm Glück dazu, daß er die häßliche Warze nicht mehr zu tragen brauchte.

Aber der neidische Nachbar nebenan, der ergrimmte bei der Nachricht und war nun doppelt ärgerlich über sein Gebrechen. Er ging zu dem glücklichen Alten, der die Warze verloren hatte, und ließ sich haarklein den ganzen Hergang erzählen, und als er sich alles genau gemerkt, da machte er sich auf und ging in den Wald. Bevor der Abend kam, fand er auch die beschriebene Stelle und versteckte sich in dem hohlen Baum. Die Kobolde zogen herbei, lagerten sich, schmausten und tranken, und als der Tanz begann da riefen sie: „Wo ist der spaßige, alte Mann? Kommt er noch nicht?" „Hier ist er", sprach zitternd vor Furcht der neidische Nachbar, und als die Kobolde vor Freude schrieen, fing er auch wirklich zu tanzen an, obgleich er gar nicht tanzen konnte. Und als er seine unbeholfenen Sprünge machte, da sprach der Oberkobold: „Du tanzest heute viel schlechter, als das vorige Mal. Höre damit auf, ich kann es nicht mehr mit ansehen! Gebt ihm sein Pfand wieder", befahl er den anderen Kobolden, „und laßt ihn fortgehen!"

Die Kobolde warfen ihm die Warze ins Gesicht, genau an die Stelle, an der sie sein Nachbar getragen, und sie blieb ihm fest an der rechten Wange haften. Nun hatte er zwei große Warzen, und als er voll Kummer in das Dorf zurückkehrte, da mußte er noch den Spott der Menschen ertragen und wünschte von Herzen, daß er nie in den Wald zu den Kobolden gepilgert wäre.

Die Qualle.

Ihr wundert euch vielleicht, warum die Qualle nackt umherschwimmt und weder ein Gehäuse noch eine Schale hat? Das war in alter Zeit nicht so; da hatte sie eine Schale gleich anderen

Muscheltieren, aber sie verlor sie durch eigene Schuld, und wie das zuging, das will ich euch erzählen.

Die Meeresprinzessin Otohime in Riugu erkrankte einst sehr. Niemand konnte ihr helfen, und so siechte sie lange Zeit in schwerer Pein dahin. Endlich aber fand sich ein erleuchteter Arzt am Hofe des Königs, ihres Vaters, ein und erklärte, daß sie nur durch den Genuß einer Affenleber Gesundheit und Frohsinn wieder zu erlangen vermöge. Sofort traf man Anstalten, einen Affen herbeizuschaffen, den man schlachten könnte, um die Leber aus seinem Bauche zu bekommen. Die kluge Schildkröte ward ausersehen, die Reise nach dem Lande anzutreten, und erhielt den Auftrag, einen Affen lebend und gesund herbeizubringen. Also machte sich die Schildkröte auf und davon. Sie kam ans Land und wanderte ins Gebirg, wo viele Affen leben. Aber so leicht war das nun allerdings nicht, eines dieser Tiere zu bewegen, mitzugehen, und deshalb mußte die Zuflucht zur List genommen werden. Eines Tages stellte sich die schlaue Schildkröte schlafend. Sie lag da an einer schattigen Stelle und rührte kein Glied. Die neugierigen Affen kamen herbei und betrachteten sie von allen Seiten, und ein junges Äffchen, das dreister als die anderen war, ging an sie heran und befühlte das schöne glänzende Schild, das sie auf dem Rücken trug. Da plötzlich fuhr sie empor, schnappte mit dem Maule nach dem Äffchen, und richtig bekam sie seine Hand zu fassen, welche sie mit dem Maule festhielt. Als die anderen Affen sahen, daß der Schildkröte nicht zu trauen war, liefen sie davon und ließen ihren jungen Gefährten im Stich.

Die Schildkröte aber sprach zu ihrem Gefangenen: „Wenn du nicht willig tust, was ich dir sage, so töte ich dich. Jetzt steig auf meinen Rücken; du mußt mit mir gehen.“ Zur Sicherheit hielt sie fortwährend die Hand des Affen fest. Was wollte das arme Tier also machen? Es fügte sich eben, so gut es ging, in sein Schicksal.

Die Schildkröte trabte nun so rasch sie konnte von dannen, dem Strande zu, und als das Wasser erst ihre Füße bespülte, da ging es pfeilschnell hinab in das Meer, dem Palaste der Meeres-



Japanische Parkanlage.

prinzessin zu. Alles freute sich, als der Affe glücklich auf dem Rücken der Schildkröte anlangte, und nun ward derselbe so freundlich aufgenommen und so gut verpflegt, daß er bald alle Sorge vergaß und sich in der Fremde heimisch fühlte. Mitunter freilich überkam ihn doch das Heimweh, und dann ging er traurig umher und suchte ein stilles Plätzchen, wo er ungestört weinen und seufzen konnte. Und als ihn eines Tages wiederum diese Traurigkeit befiel, da trat die mitleidige Qualle zu ihm heran und sagte teilnehmend: „Ja, du magst wohl weinen, du armes Tier; ich beklage dich von ganzem Herzen! Deine Tage sind gezählt. Nicht lange mehr kannst du dich deines Lebens freuen, dann wirst du geschlachtet und verspeist werden."

Der Affe erschrak fürchterlich; er sprang auf und fragte hastig die Qualle, was er denn verbrochen hatte, daß man ihm nach dem Leben trachte?

„Du hast gar nichts verbrochen", erwiderte die Qualle, „aber wie sollen wir deine Leber bekommen, ohne daß du geschlachtet wirst? Und deine Leber müssen wir haben, denn ohne die kann unsere Prinzessin nicht gesund werden. Also füge dich in dein Schicksal und mache keinen Lärm. Es ist genug, daß ich dich von Herzen bedauere, mehr kannst du nicht verlangen." Damit ging die Qualle fort, und der Affe war ganz starr vor Schrecken und Erstaunen. In seinen Eingeweiden wühlte es, und es war ihm, als würde seine Leber schon aus seinem Bauche geschnitten, so daß es sich unwillkürlich zusammenkrümmte.

Doch in seiner Herzensangst verlor er die Besinnung nicht, sondern er dachte darüber nach, wie er sich wohl retten könnte, und richtig — nach einigem Sinnen fand er guten Rat. Hatte ihn die Schildkröte schlau betört, so sollte sie erfahren, daß er auch nicht zu den Dummen gehörte. So stellte er sich ganz sorglos und sprang vergnügt umher. Als es aber bald darauf anfing zu regnen, begann er laut zu heulen und zu schreien. Die Schildkröte, welche zu seiner Hauptpflegerin bestellt war, kam herbei und fragte nach dem Grund seiner Klagen, und da erzählte ihr der Affe mit

den kummervollsten Gebärden, er habe seine Leber zum Trocknen auf einen Busch gehängt, und wenn es nun immerfort regne, so müsse sie verderben, und er könne sie nicht mehr brauchen. Und dabei wehklagte und winselte der Schalk, daß es einen Stein erbarmen mußte, und rief fort und fort, warum man ihn so eilig aus seiner Heimat entführt hätte, ohne daß er seine Leber hätte mitnehmen können.

Nun war guter Rat teuer. Verblüfft standen alle da, und sofort beschlossen sie, daß die Schildkröte den Affen wieder ans Land bringen solle, damit er seine Leber holen könne. Zugleich ward sie bei strenger Strafe dafür verantwortlich gemacht, daß sie den Affen keinen Augenblick außer acht ließe, damit er heil und gesund mit der wertvollen Leber zurückkäme. Der Affe aber wußte durch allerlei Reden, mit denen er den Aufenthalt im Palaste Riugu rühmte, die Schildkröte sorglos und vertrauensvoll zu machen, so daß sie zuletzt gar nicht mehr auf ihn acht gab. Sie kamen ans Land, wanderten wohlgemut in die Berge, und als der Affe seine Familie erblickte, entwischte er der Schildkröte und erzählte allen die entsetzliche Geschichte, die ihm widerfahren war. Und da gab es ein Zetergeschrei über die Unbill, und die Affengesellschaft kam überein, sich gehörig an der Schildkröte, die den Affen entführt hatte, zu rächen. Sie liefen auf sie zu, legten sie mit vereinten Kräften auf den Rücken und rissen ihr unbarmherzig das Brustschild vom Leibe. Mit bitteren Vorwürfen und Scheltreden überhäuft, jagten sie nun die Schildkröte fort, die noch froh war, mit dem Leben davon zu kommen. Matt und verdrossen eilte sie zu dem Palaste der Prinzessin Otohime zurück, denn ihre Brust, die kein Schild mehr hatte, war bloß, und die Kälte, die sie empfand, machte sie elend und krank. Als sie angelangt war und alles erzählt hatte, was ihr widerfahren, da wurde großer Rat gehalten und vor allem ausgeforscht, wie es wohl gekommen sein könne, daß der Affe erfahren habe, weshalb er aus seiner Heimat entführt sei. Und — siehe da — der Verdacht blieb auf niemand anders als auf der unglücklichen Qualle hängen, und zuletzt mußte

sie eingestehen, daß sie die Übeltäterin sei und alles an den Affen ausgeplaudert habe.

Da wurde die Prinzessin sehr böse und nahm zur Strafe der Qualle ihre Schale ab, aus der sie der Schildkröte ein neues Brustschild machen ließ. Und so ist es gekommen, daß die Qualle bis auf den heutigen Tag ihren weichen Körper ohne allen Schutz im Meere umhertragen muß. Wäre sie nicht vorwitzig gewesen, und hätte sie nicht geplaudert, dann hätte sie ihre Schale wie alle anderen ihres Geschlechts behalten.

Von Aomori nach Wladiwostok.

Von Kapitänleutnant a. D. Georg Wislicenus.



ie Märchen- und Puppenland haftet mir Japan im Gedächtnisse; während meiner zweiten Erdumsegelung genoß ich seine seltsamen Reize recht gründlich. Denn unser Kommandant, Kapitän zur See Hollmann, war, wie viele Berliner, ein riesiger Naturfreund, und das kam uns allen zugute. Seinem Eifer glückte es, die Erlaubnis zum Besuche mehrerer, damals noch dem europäischen Verkehr verschlossener Häfen auszuwirken, wo vor uns nie fremde Schiffe gewesen waren. Nun sahen wir manch stilles, lauschiges Plätzchen des urechtesten Japanertums seitab vom Trubel des Weltverkehrs, der schon damals vor 24 Jahren aus Yokohama, Kobe und Nagasacki Häfen von völlig weltbürgerlichem Gepräge gemacht hatte. Da war dann freilich kein einsamer Mondtempel auf steiler Bergeshöh', kein rauschender Wasserfall im kühlen Grunde vor unserm wanderlustigen Kommandanten und uns, seinen Begleitern, mehr sicher.

Soviel ich auch sonst von Gottes schöner Welt sah, die Spaziergänge und Bergklettereien in den weltfernen, träumerischen Buchten von Aikawa, Kamaishi, Odzutzu, Yamada und Miyako rechnen zu den unvergeßlichsten Eindrücken, die ich von der Natur empfing. Die zumeist schmalen und mit Inselchen besäten Föhrden (schmalen Meeresbuchten) müssen den vielgereisten Beobachter zunächst an die entzückenden Schärengewässer der prächtigen Küste Mittelschwedens erinnern: viel leichter Tannenwuchs auf felsigem Gestein,

allerlei niedrigere und höhere wellige Inselformen, dazwischen Ausblicke und Fernsichten auf Seitenbuchten und Binnengewässer. In den Bergen im Inneren der Buchten aber kann man öfters glauben, im lieben Thüringerlande umherzulaufen. Aber schon die zahmen, heiligen Hirsche zerstörten solche Täuschung, wenn sie geräuschlos in einer Lichtung auftauchten und uns erstaunt mit ihrem ganz japanischen Gesichtsausdruck anäugten; das waren sicherlich keine Landsleute. Wer mit Blick für die Tierwelt begabt war, erkannte auch an den bunten, kleinen Schwätzern und an den Fischreihern und Raubvögeln, die mit sonderbarem Schrei ihren Fang begrüßten, daß er fern von Europa sein mußte. Sah man näher zu, dann entdeckte man auch zwischen Tannen und Kiefern mächtige Zypressen und Zedern und allerlei andere fremdländische Waldriesen. Sogar der Himmel hatte nichts Heimisches; seine Farbenpracht, seine tropisch leuchtende Bläue war mit leichtestem Gewölk geziert, dessen Umrißzeichnung durchaus nur japanische Linien aufzuweisen hatte. Wo der Waldweg aber weiter wurde, wie auf der heiligen Waldinsel Kinkasan, da führte er durch seltsame Pforten sicherlich zu einer der prächtigen, einsamen Tempelanlagen, die die Buddhisten, als sie in Japan noch mächtig waren, meist an den schönsten Aussichtspunkten errichteten. Das war sehr verständig; denn mitten in der Stille und Schönheit der wunderkräftigen Natur tritt das menschliche Gemüt andächtiger, demütiger und dankbarer dem Schöpfer entgegen.

Prächtige Tempelbauten und armselige Fischerdörfer, das waren menschliche Spuren, die alle diese Buchten zeigten, Gewerbefleiß war damals nur in Kamaishi zu treffen, wo Eisenerze aus einem nahen Bergwerke im Kaiserlichen Puddel- und Walzwerk verarbeitet werden, nachdem sie im Hohofen zubereitet sind. Der Leiter des Bergwerks besuchte unsere Messe*) mit seiner niedlichen Frau, einer japanischen Ministertochter, die nach Landesbrauch freundlich ihren Säugling mitten zwischen uns wiegte.

*) Wohn- und Speiseraum der Offiziere und Kadetten.

Etwa acht Tage später, am 22. Juni 1892, ankerte S. M. Korvette „Elisabeth“ auf der Reede von Aomori, im westlichen Zipfel der großen Bucht am Nordende der Insel Nipon, also gegenüber von Hakodate, dem Südhafen der Insel Jesso. Die Tsugarustraße führt zwischen beiden Inseln hindurch. Dort sollte die militärische Ausbildung unserer Mannschaft durch Märsche am Lande gefördert und das jährliche Übungsschießen mit den Schiffsgeschützen abgehalten werden. In der Küstenstadt Aomori lag das 5. Infanterieregiment. Sein ganzes Offizierkorps kam eines Tages während unserer Schießübungen in Fahrt zum Besuche an Bord. Alle 40 Offiziere verfolgten unsere Manöver mit größter Aufmerksamkeit. Die gelben kleinen „Kameraden von der Armee“ machten, das muß man sagen, einen sehr guten, verständigen Eindruck. Der Kommandeur, Oberstleutnant Okossima, sah hervorragend gescheit und auch vornehm aus. Verschiedene jüngere Offiziere waren in Europa gewesen und radebrechten ganz geschickt etwas französisch, doch sehr wenig englisch. Wir freundeten uns schnell an, wozu süße Bowle und Torte mithalfen. In den nächsten Tagen luden sie uns an Land, stellten uns das Regiment in allerlei militärischen und turnerischen Übungen vor; alles klappte wie bei der deutschen Garde, ja im akrobatenhaften Turnen leistete die gesamte Mannschaft Wunderdinge, wie wir sie noch nirgends gesehen hatten. Kaserne, Kantine, Küche, Lazarett, Exerzierplatz, alles war musterhaft, sauber und zweckmäßig; der ganze Drill mit allem Zubehör wie bei uns zu Hause. Trotz aller sichtbaren und greifbaren Leistungen hatte die Sache aber doch für den Europäer einen Anklang an Puppenspiel; nicht, daß die Schleppsäbel alle ein gut Stück zu groß für ihre Träger waren, nein, der ganze europäische Zuschnitt, die Tracht und das Benehmen des Europäers paßt für die gelbe Rasse nicht, ist ihr zu fremd. Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Es gibt schon eine Menge gebildeter Japaner, die vollständig in den europäischen Rock hineingewachsen sind. Bei der Japanerin fällt dieser entstellende Einfluß europäischer Kultur noch mehr auf als bei den Männern. Freilich auch mit einzelnen Aus=

nahmen; ich habe Hofdamen in Tokio gesehen, die im geschmackvoll gewählten Gesellschaftsgewand vollständig blendenden italienischen Schönheiten glichen. Bedauerlich wie bei uns daheim das Schwinden der alten biederen Bauerntrachten ist in aller Welt dieser Triumphzug der geschmacklosen Hose und des nüchternen Rocks des „gesitteten" Europäers. Wieviel würdiger sehen doch die alten Bonzen in ihrer fast altertümlichen Gewandung aus, wieviel natürlicher die Fischer und Bauern in bunten Lappen und Strohmänteln, wieviel anmutsreicher die Gaischas (Tänzerinnen) in ihren langen, wallenden, prächtigen Kimonos aus schweren Seidenstoffen! In Aomori tanzten uns sechs zierliche Gaischas geschmeidig, artig und züchtig ihre reizenden, meist feierlich-festlichen Tänze vor, die fast nur aus ruhigen, schön gewählten Armbewegungen mit lebhaftem Fächerspiel und aus anmutigen Beugungen und Wendungen des Körpers mit geschickter Bewegung der schleppenden Gewänder bestanden. Wunderbare Wirkung im malerischen Sinne erzielten dabei die wertvollen gleißenden Goldstickereien auf der echt asiatischen Tracht. Der kunstvolle Aufbau des rabenschwarzen Haares, von Dutzenden goldiger Pfeile mit schillerndem und zitterndem Zierat gestützt, erhöhten noch die Fremdartigkeit des fesselnden Bildes. Die japanischen Schlitzaugen aber hätte man dabei nicht entbehren können; sie gaben der Vorführung den ostasiatischen Beigeschmack. Das war kein Puppenspiel, das war noch unverfälschte japanische Volksnatur. Wer ein wenig Kunstgefühl in sich trägt, muß die Übertünchung des japanischen Volkslebens mit europäischen Äußerlichkeiten, die wir Kultur nennen, bedauern. Dem Volke ist ein Teil seiner natürlichen Würde genommen; es macht sich mit der Nachäffung unserer Tracht und Lebensweise fast ebenso lächerlich in unseren Augen, wie der Neger in den Südstaaten Amerikas im Frack und Zylinder. Weil aber zweifellos das japanische Volk geistig wie sittlich hoch über dem Nigger steht, gerade darum ist dieses kindliche Puppenspiel zu bedauern. Außerdem bringt das Aufpfropfen einer „modernen Kultur" auf ein Volk, dessen höchster Stolz bis dahin seine eigene ruhmreiche, mehr als zweitausendjährige ge-

schichtliche Entwickelung war, auch manche Gefahren mit sich. Die schnelle äußerliche Umwandlung in ein den europäischen ähnliches Staatswesen hat einen Hochmut großgezogen, der schon damals, 1882, hier und da fühlbar wurde.

Man hat eben in Japan die Lehre des früher vergötterten Laotze vergessen: „Lege du erst deinen Hochmut und deine Begierden ab; laß von den Äußerlichkeiten und dem Trachten nach Schein!" Solange die Hautfarbe gelb und die Schädelform malaiisch-mongolisch bleibt, solange bleibt die Nachahmung europäischen Wesens bei den Japanern mehr oder weniger lächerliches Puppenspiel. Wieviel würdiger und auch zuverlässiger erscheint uns der Türke, der seinen Fez sogar bei uns zu Lande nicht verleugnet und der Inder im Turban!

In Aomori stand das neumodische Japanertum damals noch sehr unvermittelt neben dem alten, echten Volksleben. Der Bezirksstatthalter gab uns zu Ehren ein großes Festessen nach europäischer Art, das viel boshafte Beurteilung hätte erzeugen müssen, wenn man nicht überall den überaus guten Willen, uns etwas zu Gefallen zu tun, empfunden hätte. Natürlich wäre uns aber eine altjapanische Festlichkeit viel genußreicher gewesen. An zarten Aufmerksamkeiten ließ es das liebenswürdige Völkchen dabei nicht fehlen: jeder Tischgast bekam ins Knopfloch zwei Kaiserblumen, die deutsche Kornblume und das japanische Chrysanthemum.*) Auch die Tischreden in französischer Sprache zeugten von der vollendeten Höflichkeit der japanischen Offiziere und Beamten. Weiße Tischwäsche gab's damals in Aomori offenbar noch nicht. Wir aßen auf einer grünen Tuchdecke, zwölf Gänge in fünfstündiger Sitzung. Ohne die tanzenden Gaischas wäre die Sache wirklich eine Qual gewesen, trotz aller Zuvorkommenheit unserer Wirte. Viel mehr Spaß machte es uns, als am nächsten Nachmittage etwa dreißig niedliche Japanerinnen aus der Verwandtschaft unserer Gastgeber, auf ihren hohen Holzschuhen trippelnd, unser Schiff besuchten und mit unbefangenster

*) Eine unserer Aster ähnliche Blume.

Heiterkeit unsere Schokolade schlürften. Die holde Weiblichkeit des Landstädtchens haftete noch am alten Brauche und kam im Kimono und Obi barhäuptig, nur mit feinsten Papiersonnenschirmen und Fächern bewehrt, zu den europäischen Barbaren. Darüber dürfen wir uns nämlich keiner Täuschung hingeben: bei allen asiatischen Völkern mit mehrtausendjähriger Kultur gelten wir Westländer als rohe, rothaarige und abscheuliche Barbaren. Man darf nicht vergessen, daß gerade die Japaner seit dem 17. Jahrhundert bis zu der Zeit, die uns Admiral Kühne schilderte, eigentlich nur mit europäischen Abenteurern und oft recht habgierigen Kaufleuten in Berührung gekommen waren; deshalb sind ihre Vorurteile gegen uns, die sie aber meist gut zu verbergen wissen, erklärlich. Die kleinen Japanerinnen ließen allerdings nichts derlei gegen uns merken, waren vielmehr ausgelassen lustig und unterhaltsam und bestürmten die mitgebrachten Mütter zu immer längerem Verweilen. Nachdem auch unsere Musik vollste Anerkennung gefunden, setzte sich die lebhafte Schar gegen Abend wieder in Bewegung. Ein Holzschuh nach dem anderen trippelte die Fallreepstreppe*) hinab, bis die beiden zwanzigruderigen Sampans (Kähne) wieder mit den seltsamen Fräuleins gefüllt waren. Nun Tücherschwenken von beiden Seiten und dann lebt wohl — auf Nimmerwiedersehen! Das Jauchzen und Lachen war noch lange zu hören, als die Boote schon längst in der abendlichen Dämmerung verschwunden waren; das weibliche Stimmengewirr übertönte sogar den taktmäßigen Ruderschlag der Fischer in den Sampans.

Nach fast dreiwöchigem Aufenthalt auf der Reede von Aomori segelte S. M. S. „Elisabeth" am 11. Juli hinüber nach Hakodate, um dort die Hofpost und allerlei von Yokohama bestellte Vorräte an Bord zu nehmen. Der japanische Dampfer, der beides bringen sollte, war aber unterwegs gestrandet; deshalb erhielten wir die durchnäßte Post erst am 22. und die verdorbenen Lebensmittel gar nicht. Ein englisches Geschwader von neun Schiffen lag im Hafen

---

*) Sie führt zu der Eintrittstür an der Bordwand.

von Hakodate. Schon nach wenigen Tagen segelten wir wieder südwärts, um ungestört allerlei Torpedoübungen in einer großen Bucht östlich von Aomori abzuhalten. Dort ankerten wir anfangs vor dem Fischerdorfe Nofitzi, dessen Umgegend lohnende Jagd auf Schnepfen, Enten und Tauben bot; zwei Tage später aber segelten wir etwas weiter nach dem Dorfe Andoe, dessen malerischer Berghintergrund es offenbar unserm Kommandanten angetan hatte. Gegen Abend hatten wir vor dem schönen, einsamen Berge geankert, und schon um 6 Uhr am nächsten Morgen ließ der Kommandant fragen, wer von uns Lust hätte, mit auf den Berg zu steigen; um 9 Uhr früh, zur Musterungszeit, wollten wir wieder an Bord sein. Der Berg sah auch so niedrig aus, daß wir kaum auf eine Stunde Steigezeit rechneten. Aber diesmal hatten wir uns gewaltig getäuscht. Nach zweistündigem, anstrengendem Aufstieg durch Wald und Gestrüpp erreichten wir eine freie Plattform mit herrlicher Aussicht übers Meer. Wir waren erst in halber Höhe, und der Gipfel war von uns noch durch ziemlich steile Abhänge getrennt, die wegen vieler Felsblöcke sehr schwierig zu erklettern waren. Beim Weitermarsch löste sich unsere Gesellschaft (wir waren etwa acht) ganz von selbst in Gruppen zu je zweien auf. Der Kommandant war uns allen weit voran. Pflichtschuldigst war nur sein Adjutant, trotzdem er kaum noch pusten konnte, im gleichen Schritt mit ihm geblieben. Diese beiden waren die einzigen von uns, die den Gipfel beinahe erreichten und mit einer prächtigen Rundsicht belohnt wurden. Wir andern gaben gegen Mittag erschöpft und hungrig, wie wir waren, die Besteigung auf und suchten uns gruppenweise leidliche Rückwege über das Felsgeröll und durch das Dickicht. Nachmittags zwischen 3 und 5 Uhr trafen wir schließlich am Strande vor dem Dorfe wieder zusammen, mit zerfetztem Zeug und zerschundener Haut. Jede Gruppe wußte Schauergeschichten von ihren Erlebnissen im Urwalddickicht zu erzählen. Waffen hatte ja keiner für den kleinen Spaziergang mitgenommen; so mußte man sich mit Stöcken gegen Schlangen und Wespen wehren. Der Kommandant war noch am frischesten. Maßvoll war er mit seinen Kräften umgegangen und

hatte dadurch am meisten erreicht, trotzdem er nicht der kräftigste von uns war. Nur unser Oberstabsarzt fehlte uns; er war schon früh am Morgen allein zurückgeblieben. Ihn zu suchen, waren wir selbst doch schon zu schwach; darum ließ der Kommandant eine Landungsabteilung von Matrosen mit Beilen, Hirschfängern, Laternen und Signallichtern ausrüsten, um den Vermißten aus dem Dickicht zu retten. Als die Boote gegen Abend gerade ans Land kamen, erschien aber der Gesuchte am Strande. Er hatte eine Quelle gefunden, sich da gelabt und war dann in langen Mittagsschlaf verfallen. Der unwegsame Berg hatte nicht mehr als Brockenhöhe, das wurde nachher auf japanischen Landkarten festgestellt.

Zwei Tage später segelten wir wieder nach Hakodate und blieben dort 14 Tage zu Anker, um allerlei gemeinsame Übungen mit dem Flaggschiff des ostasiatischen Geschwaders, Seiner Majestät Schiff „Stosch", zu machen. Im Segelexerzieren konnte „Stosch" nie mit uns mitkommen, das war unser größter Stolz. Auch im Bootsrudern und Bootssegeln erkämpfte unsere Besatzung stets die besten Preise. Die Schießübungen waren vorzüglich ausgefallen, im Gefechtsschießen 95% Treffer, das war wirklich eine Leistung. Wir waren also in recht selbstbewußter, gehobener Stimmung, die sich in einigen Bordfesten Luft machte. Die Stadt besuchten wir wenig; die Umgegend war zwar nicht häßlich, aber doch eintönig im Vergleich mit dem, was uns kurz vorher an der Nordküste Nipons entzückt hatte. Europäer waren wenige ansässig, und nach japanischem Verkehr sehnte sich keiner von uns. Unsere Mannschaft durfte nicht an Land, weil der Hafenpöbel europäerfeindlich war, und weil unnötige Zusammenstöße vermieden werden sollten. Die Nordjapaner waren damals noch wenig von der Kultur beleckt. Trotz des fallenden Barometers freuten wir uns darum, als wir endlich am 5. August durch die Tsugarustraße westwärts segelten.

Am nächsten Tage wehte der Wind stürmisch aus Südosten und Süden; das Barometer war in 24 Stunden 14 mm gefallen. Schnell war kräftiger Seegang aufgekommen, ganz wie in der Nordsee. Überhaupt hat das japanische Meer einige Ähnlichkeit mit

unserer wetterwendischen Nordsee; nur ist alles asiatischer, wilder und größer in den Verhältnissen. Heftige Regenböen dauern bei dickem Gewölk wohl dreimal länger als bei uns daheim; wenigstens kam mir das so vor, als ich Wache hatte und im Zweifel war, ob die Takelung dem Segelpreß auch standhalten würde. Wenn man selbst die Verantwortung für die Takelung trägt, dann achtet man sehr aufmerksam auf jede Wolke und sucht im voraus zu ergründen, ob ihre schwarze Seele nicht am Ende doch Windstärken entfesselt, die den Stängen und Rahen einen Knacks bringen könnten. Andererseits will man bei dem scheußlichen Regen die Wachmannschaften schonen. Der Kommandant wollte die „Stosch" schlagen; die aber war längst achteraus (nach hinten) aus Sicht. Unser kleiner Sommersturm dauerte nicht lange; das war aber allen angenehm; denn bei dem hohen Seegange und der Fülle von Segeln schlängerte unsere gute „Elisabeth" gewaltig. Die Batteriegeschütze der Leeseite*) schnitten häufig tief unter Wasser ein und hemmten dabei die Fahrt. Trotzdem die Pforten so fest wie möglich geschlossen waren, schwamm das Wasser mehrere Fuß hoch in der Batterie. Durch Speigatten**) und Ritzen und Löcher in den Pforten drang mehr Wasser ein, als ablaufen konnte. Das Oberdeck war trocken geblieben. Wenn man da oder auf der Brücke stand, hörte man deutlich das schwellende Rauschen des Wassers unten auf dem Batteriedeck. Bei jedem Überholen und Neigen des Schiffs wurde die ganze Wassermasse hin- und hergeschleudert. Das war nachts wirklich unheimlich. Zwar waren die Zwischendecksluken des alten Holzschiffes zumeist gut geschlossen, aber je mehr der Wind abflaute, um so wilder wurde das Schiff von der steilen See hin- und hergeworfen, und um so stärker schwoll das Rauschen an. Bei all dem Getöse schlief doch die Freiwache in den Hängematten in der Batterie den Schlaf des Zuversichtlichen und Gerechten. Am nächsten Morgen, es war der 7. August, war der Wind völlig eingeschlafen; das Barometer kletterte

*) Die Seite, nach der der Wind hinweht.

**) Abzugslöcher.

langsam wieder auf seinen Schönwettersommerstand hinauf. Gegen Mittag dampfte „Stosch“ mit festgemachten Segeln an uns vorbei und westwärts weiter. Das gefiel weder uns noch unserem Kommandanten. „Elisabeth“ sollte nun zeigen, daß man auch ohne Dampf zum Hafen kommen könnte. Aber mit Windstärke 0 bis 3, die die nächsten Tage noch dazu aus Westen brachten, war nicht viel Weg zu gewinnen. In Sicht der Küste von Russisch-Asien vertrödelten wir, auf Wind wartend, noch ein paar Tage, bis vollständige Stille dicht unter Land schließlich doch dazu zwang, zwei Kessel anzuzünden und unter Dampf in den herrlichen Hafen von Wladiwostok einzulaufen.

Die malerische Föhrde mit ihrem welligen Küstenland mutete uns ganz heimatlich an. Dieser östliche Bosporus, wie die Russen den Sund zwischen dem Murawiew-Vorgebirge und der Nordküste der Russeninsel nennen, hat viel Ähnlichkeit mit der holsteinischen Küste. Freilich sind die Küstenabhänge der Murawiew-Halbinsel ziemlich steil und hoch; noch höher sind die Ufer der inneren Hafenbucht, die Goldenes Horn heißt. Sowohl auf der Inselseite wie auf der Festlandseite ist der östliche Bosporus stark befestigt. Als „Elisabeth“ von der Mitte des Bosporus nordwärts in das Goldene Horn hineindrehte, glaubte man wirklich, im Innern des Kieler Hafens zu sein, nach der Ähnlichkeit des Geländes. Auch die Werftanlagen und die sehr weitläufig angelegte Stadt zeigten nordeuropäische Art. Freilich die Baumriesen auf den Hügelkuppen und die dichten Wälder im Hintergrunde sahen wilder und mächtiger aus als die japanischen, die wir eben erst verlassen hatten.

Wo Königstiger hausen, ist auch die Natur von majestätischer Wirkung. Das ist ja das ewig Fesselnde in der freien Natur, daß ohne sichtbare Schönheitsgesetze alles, was zusammen haust und horstet, wächst und welkt, auch zueinander stimmt. Kein Mißverhältnis in Form und Farbe stört den Einklang und das Zusammenwachsen zum einheitlichen, vollendet künstlerischen Bild. Nur wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual, mit Mißgeschmack und Un-

verstand, da wird gar zu oft jeder natürliche Reiz zerstört, jedes reizende Naturbild verzerrt. Das kann man besonders in China beobachten; aber wer offenen Sinn und klaren Blick hat, findet auch bei uns daheim mehr Zopfigkeit und Schnörkelsucht, als ein gesunder Magen vertragen kann. Daß Asien „die Wiege der Menschheit“ sein muß, erkennt man eigentlich schon daran, daß gerade dort die Menschheit schon recht greisenhaft ist. Rückständig und überlebt ist die vieltausendjährige Kultur der Inder wie der Chinesen, unendlich viel rückständiger sogar als die auch nicht mehr ganz zeitgemäße Schwerfälligkeit des „deutschen Michels“ gegenüber seinen zielbewußten angelsächsischen Vettern hüben und drüben vom Atlantischen Gewässer. Die Größe der asiatischen Rückständigkeit ermißt man am deutlichsten daran, daß gerade Rußland für diese Länder der Erwecker zu neuem Leben ist. Und doch gibt es nur sehr wenige Engländer und Amerikaner, die die Russen nicht zu den Barbaren rechnen! Die segensreiche und freilich auch schmerzenbringende russische Knute ist das Heilmittel, die in Überkultur fast vertierten Asiaten wieder zu menschlichen Menschen zu machen. Ja, die russische Knute ist ein prächtiger Zauberstab, wenn sie nur immer auf dem richtigen Flecke angebracht wird. In Ländern, wo alljährlich Tausende von Menschen von Königstigern zerfleischt werden, wo Abertausende vom Wasserschwall der Riesenströme wie Froschlaich zum Meere geschwemmt werden, wo Hunderttausende aus Schmutzliebe und Faulheit der schleichenden Pest zum Opfer fallen: da ist mit schönen Redensarten nichts zu machen, da müssen schärfere Mittel dem Stumpfsinn und der Verrottung entgegenarbeiten. Warum ist der Russe geehrt, ja geliebt in Asien und der Engländer gehaßt wie die Sünde? Eben der Knute wegen! Der Russe behandelt die unmündigen und kindischen Völker wie Kinder, streng, aber gerecht, sogar fürsorglich. Der Engländer wahrt zwar den äußeren Schein der sogenannten Menschlichkeit, sorgt aber durch massenhafte Zufuhr von Kulturgiften, wie Opium und Schnaps, daß die Völker, mit denen er zu tun hat, sich selber schwächen und entnerven, damit er sie dann für seine Zwecke ausnutzen kann.

Alles auf den richtigen Platz und mit der rechten Hand! Als Ergebnis meiner Eindrücke auf weiten Fahrten habe ich manchen Wunsch heimgebracht: der türkische Gleichmut, die russische Zähigkeit, die englische Reinlichkeit und Körperpflege, die amerikanische Ungezwungenheit, der spanische Stolz, die italienische Lebhaftigkeit, die österreichische Herzlichkeit, die nordische Biederkeit, die französische Geistesschärfe, die japanische Liebenswürdigkeit, die samoanische Heiterkeit, die chinesische Elternliebe, die Keuschheit der Pescherähs*) und die Lebensweisheit der Eskimos — das wären so einige von den Dingen, die auch uns guten Deutschen, die wir uns gern als Mustermenschen und Kronen der Schöpfung betrachten, recht sehr heilsam sein könnten! Dafür könnten wir bei uns allerlei fremdländisches Unkraut, das gute deutsche Sitten täglich mehr und mehr überwuchert, gut und gern entbehren.

Asiens gewaltige Natur wirkt Wunder; wer sie betrachtet, dem weitet sie den Blick und schärft ihn, die eigene Kleinheit in Demut vor dem unsichtbaren, allüberall fühlbaren Schöpfer dieser wirklichen, wunderreichen Welt zu erkennen. Wir Deutsche warten noch immer auf den Dichter, der uns erschöpfend aus tiefstem Herzen die Wunder des Meeres und der fernen Völker und Länder besingen soll. Das Zugängliche und das Unzugängliche in der Natur — wie Goethe es nennt — lernen wir erst auf weiter Fahrt recht würdigen und unterscheiden. Nur wer das Schneckenhaus der Menschheit in seinem ganzen Umfange befahren hat, wird begreifen, wie unendlich fern der Mensch, auch der sittlich und geistig vollkommenste, von der unerforschlichen, ewig waltenden Gottheit ist.

Der Seemann, der Tag und Nacht stundenlang auf der Kommandobrücke die Wache hält, neigt schon in jungen Jahren sehr dazu, sich über allerlei Dinge und Vorgänge seine eigenen Gedanken zu machen. Er hat ja die Zeit dazu, zu denken, während die liebe Landratte im unruhigen Trubel des heutigen Lebens selten genug zu ruhigem

---

*) deren Frauen stets im Fellboote bleiben mußten, als die Männer in der Magalhaensstraße uns an Bord besuchten.

und selbständigem Denken kommt. Er wird auch vorurteilsfrei, weil er in der Fremde sieht, daß man mancherlei auf andere Weise besser machen kann, als was wir daheim in zopfiger Beschränktheit für den einzigen und unfehlbaren Weg erachten.

Außer Wladiwostok habe ich nur noch einen einzigen Hafen kennen gelernt, wo die farbigen Eingeborenen gegen jeden Europäer gleich höflich, zuvorkommend und hilfsbereit waren; das war in Libreville, in der französischen Kolonie Gabun in Afrika, wo die Neger in der strengen, aber vorzüglichen Zucht der katholischen Missionsväter waren. In beiden Plätzen wurden die Farbigen nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt, fühlten sich aber gerade deshalb, weil sie energisch geleitet wurden, ganz offensichtlich sehr wohl und glücklich. Dabei war ihnen die gehörige Achtung vor dem an Wissen und Macht überlegenen Weißen vollständig in Fleisch und Blut übergegangen. In Wladiwostok ist allerlei Volk bunt zusammengewürfelt. Die Ureinwohner, die Giljäken, sieht man kaum noch im Stadtgebiet; sie sind überhaupt im ganzen russischen Küstengebiet sehr spärlich vorhanden. Aber Wladiwostok war schon damals, 1882, ein großer Anziehungspunkt für die Chinesen, die als Kleinhändler und Handwerker, auch als Werftarbeiter fast unentbehrlich sind. Man konnte dabei deutlich die großen, starkknochigen Nordchinesen und Manschu von den schmächtigen, kleinen Südchinesen unterscheiden. Auch Koreaner und Japaner waren schon damals in Wladiwostoks Vorstädten angesiedelt. Aber den Kern der Bevölkerung bildeten doch die Russen selber, meist Offiziere, Beamte, Techniker und Soldaten, doch auch viele Bauern, die in der nächsten Umgebung der Stadt den jungen Boden bearbeiteten und auch Viehzucht für den städtischen Bedarf trieben. Auch Finnländer, Polen und Deutsche waren als Gastwirte, Kaufleute, Konditoren in guten Lebensstellungen zu treffen. Die Dienstleute, weibliche wie männliche, waren damals meist entlassene oder nur mit Verbannung nach Ostasien belehnte Sträflinge, die aber fast sämtlich Vertrauen und Zufriedenheit ihrer Herrschaften durch braves Betragen erworben hatten.

Als S. M. S. „Elisabeth“ nachmittags gegen 6 Uhr am 10. August 1882 vor dem Parke des Admiralstatthalters in Wladiwostok ankerte und das stolze Andreaskreuz mit 21 Schuß begrüßte, da kam es uns doch vor, als seien wir plötzlich in einen europäischen Hafen versetzt worden. Denn das Goldene Horn war nur mit europäischen Schiffen besetzt, meist russischen Kriegsschiffen, Kreuzern, Kanonenbooten und Torpedobooten. Dazwischen lagen auch einige deutsche Handelsschiffe, meist Segler, sowie mehrere Dampfer der russischen freiwilligen Flotte, die schon damals als Truppenschiffe und Verbrecherschiffe benutzt wurden, aber auch viele Auswanderer aus Südrußland nach Ostasien brachten. Unsere „Stosch“ lag auch schon längst da, hatte aber einen weniger guten Platz bekommen, als wir. Kaum war der Anker gefallen, kam der Hafenkapitän an Bord und brachte uns Einladungen zum Promenadenkonzert im Admiralsgarten. Wer dienstfrei war, folgte sofort der liebenswürdigen Aufforderung. Freilich mußten wir uns dazu landfein nach europäischem Brauch machen, mit Rock, Säbel und Handschuhen, während wir auf unseren Ausflügen im letzten Monat in der japanischen Weltabgeschiedenheit sehr ungezwungen in der Bordjacke mit Strohhut ohne weiteren Zierrat umhergelaufen waren. Aber als wir an der Admiralsbrücke landeten, standen wir sofort mitten in der elegantesten europäischen Gesellschaft; die vornehme Welt Wladiwostoks war zu den Konzerten geladen. Nachdem wir dem Admiralstatthalter und seiner Gemahlin vorgestellt waren, nahmen uns die russischen Kameraden von der Marine ins Schlepptau. Mit den Offizieren der Kreuzer Bajan und Gaidamak waren wir schon von Japan her befreundet; da sie alle deutsch und französisch sprachen, und viele wirklich prächtige Männer unter ihnen waren, hatten besonders wir Jüngeren uns ihnen sehr kameradschaftlich angeschlossen. Um so herzlicher war die Aufnahme, als wir sie nun in ihrem Lande besuchten. Auch der gesellige Verkehr mit den feingebildeten russischen Offiziersdamen war für uns ein lange entbehrter Genuß. An dem Eindruck, den die Europäerinnen auf uns machten, nachdem wir seit Monaten nur Asiatinnen gesehen

hatten, auch daran ist die gewaltige Kluft zwischen der weißen Rasse und allen anderen fremden Rassen deutlich zu spüren. Wir fühlten uns heimisch unter den Russen, während wir bei den liebenswürdigsten Japanern niemals das Gefühl einer Zusammengehörigkeit hatten. Im Kasino (Gesellschaftshaus) ging es natürlich hoch her; die russische Gastfreundschaft bewährte sich da wie immer und überall. Längst graute der Tag, als wir mit schweren Köpfen wieder an Bord kamen. Das hielt uns nicht ab, nach kurzer Ruhe wieder an Land zu gehen, um uns in der Militärstadt näher umzusehen.

Wladiwostok zählte 1882 etwa 10000 Einwohner, während die Stadt jetzt die dreifache Kopfstärke hat; aber damals (wie jetzt auch noch) kam auf fünf Männer nur ein weibliches Wesen. Das ist in allen jungen Niederlassungen ähnlich, und Wladiwostok war 1882 noch sehr jung. Zwar wurde die herrliche Hafenbucht schon im Jahre 1852 von einer französischen Korvette entdeckt; aber erst acht Jahre später brachte ein russisches Truppenschiff einige Kompanien des 9. Ostsibirischen Linienbataillons dahin. Schon 1869 wurde Wladiwostok Sitz des Statthalters, aber erst 1880 wurde der Ort zur Stadt erhoben. Bei unserem Besuch bestand die Stadt noch zumeist aus hölzernen Blockhäusern; man hatte mit blindem Eifer den wertvollen Urwald gelichtet, der das beste Bauholz lieferte. Dieser Raubbau soll später derart fortgesetzt sein, daß jetzt in der Umgegend der Stadt von dem herrlichen Urwald nicht mehr viel übrig sein soll. Schon damals war die Stadt auf großen Zuwachs angelegt und zog sich sehr lang am nordwestlichen Ufer des Goldenen Horns hin. In den Hauptstraßen wohnten nur Europäer, den Asiaten waren besondere Vorstadtviertel angewiesen. Unter den Großkaufleuten spielten schon damals die Deutschen die erste Rolle. Jetzt soll das in erhöhtem Maße der Fall sein; die Einfuhr aus Deutschland nimmt in Wladiwostok die erste Stelle ein. Die Ausfuhr umfaßte damals hauptsächlich wertvolle Pelze, wie Zobel und Hermelin. Die Hermeline galten an Ort und Stelle wenig, weil sie zu billig zu haben waren. Auch Tigerfelle konnte man sehr preiswürdig dort kaufen. Aus Ostsibirien wurden Renntierfelle nach

Europa verschifft. Die Einfuhr umfaßte alles, was eine rasch aufblühende Niederlassung aus den alten Kulturländern nötig hat. Die Damen der Gesellschaft bezogen ihre fertigen Gewänder aus Paris. Nur von den schmucken, blonden Offizierstöchtern wurden damals mit Vorliebe die sehr kleidsamen russischen Blusen, mit feinen Stickereien geziert, getragen. Deutschland lieferte Chemikalien, Maschinen, Eisenwaren, Bier, Möbel, Drogen und Porzellan. Die Kohlen für den Schiffsbedarf kamen auf deutschen und englischen Seglern meist aus England. Am Lande wurde, wenigstens in den Wohnhäusern, fast nur mit Holz geheizt, wie das ja noch in Rußland meist üblich ist.

Vor allem ist Wladiwostok kein eisfreier Hafen. Mitte Dezember friert gewöhnlich das Goldene Horn zu; im Januar ist auch der östliche Bosporus vom Eise gesperrt. Erst Mitte April wird das Goldene Horn wieder frei. Wenn auch jetzt mit Eisbrechern eine Fahrrinne im Eise offen gehalten wird, so ist doch die Schiffahrt während der Wintermonate des Treibeises wegen sehr beschwerlich und bei stürmischem Wetter auch gefährlich. Aber trotzdem trägt der prächtige Kriegshafen seinen Namen „Beherrsche den Osten!" Mit Recht, weil er viel mehr geschützten Ankerplatz bietet als Port Arthur. Port Arthur ist ein Mauseloch im Vergleich zu dem geräumigen Hafen von Wladiwostok. Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes, am 13. August, ankerte das recht stattliche englische Geschwader südwestlich von uns im Goldenen Horn. Dieser neue Zuwachs von acht zum Teil recht großen Schiffen füllte den Hafen noch lange nicht. Merkwürdigerweise lief an demselben Nachmittag auch noch die elegante französische Korvette „Villars" in Wladiwostok ein. Es schien beinahe, als ob die Engländer und Franzosen nachsehen wollten, ob wir uns nicht allzu sehr mit den Russen anfreundeten. Ich erinnere mich übrigens keines Vorfalls, der darauf hätte schließen lassen, daß der englische Besuch den Russen irgendwie willkommen gewesen wäre. Die französischen Seeoffiziere aber wurden ebenfalls ganz wie wir als gute Kameraden behandelt.

Daß in dem jungen Hafenplatze hier und da auch das zu finden war, was man in Westeuropa mit russischen Zuständen be-

zeichnet, ist nicht weiter verwunderlich. Von dem größten Leuchtturme im östlichen Bosporus, der erst vor kurzem fertig geworden, erzählte man sich, daß das Baugeld für den Turm schon vor Jahren bewilligt, auch von der Kasse in Wladiwostok abgehoben und als verbraucht verrechnet worden sei. Wo es geblieben war, wußte keiner. Der Leuchtturm stand mehrere Jahre nur auf dem Papier, auch auf den Seekarten. Da wurde ein Revisor angekündigt, der „demnächst", wie der Aktenmensch sich ebenso schön wie fehlerhaft auszudrücken beliebt, die Leuchttürme des ostasiatischen Küstengebiets besichtigen sollte. Irgend ein harmloser Kapitän hatte nämlich nach Petersburg gemeldet, das neue Feuer brenne noch immer nicht, trotz der Bekanntmachung in den „Nachrichten für Seefahrer". Nun, der Weg von Petersburg nach Wladiwostok war damals noch recht weit und beschwerlich, die sibirische Landpost brauchte für die Strecke von 10 000 Werst damals mindestens 28 Tage, und wer kein Stockrusse war, kam meist mehr tot als lebendig am Ziel der Reise an. Immerhin rief die Ankündigung des gestrengen Revisors in Wladiwostok doch gelinde Aufregung hervor. Da das Geld aber wirklich verbraucht war, fand ein findiger Verwaltungsbeamter an einem gewitterschwülen Tage einen unfehlbaren Ausweg. Als nach ein paar Blitzen die elektrische Spannung sich ausgeglichen hatte, drahtete man mit dem Überlandtelegraphen an die zuständige Stelle in Petersburg: „Hölzerner Leuchtturm soeben durch Blitzschlag zerstört, erbitten drahtliche Anweisung auf Geld zum Wiederaufbau in Stein." Darauf sollen, so erzähte man sich wenigstens, wirklich $^3/_4$ der vom Finanzminister bewilligten Bausumme sehr schnell nach Wladiwostok gekommen sein, während $^1/_4$ der beträchtlichen Summe für Depeschengebühren von dem verständnisvollen Beamten in Petersburg gleich vorweg einbehalten wurden. Diesmal war freilich nichts mehr an der Bausumme zu ersparen. Der Leuchtturm wurde nun wirklich gebaut und strahlte allnächtlich in schönstem Glanze, während wir dort waren.

An dem Tage, als das englische Chinageschwader in Wladiwostok einlief, machte ich mit mehreren Kameraden in russischer

Gesellschaft einen weiteren Ausflug in die Umgegend. Wir fuhren auf flinken Troikas (Dreigespann) auf der Straße nach Petersburg hinaus in die Berge und Wälder, immer am Überlandtelegraphen entlang, dessen Drahtleitung von hier bis nach Europa führte, immer über russisches Gebiet. Schöne Fasanen sahen wir schon nahe vor der Stadt; weiter draußen sollte prächtiges Hochwild sein, so erzählte man uns. Auch an Tigern ist in diesen Urwäldern kein Mangel. Im Winter kamen sie jahraus, jahrein bis in die Stadt und holten sich da, wenn sie den nötigen Hunger hatten, ab und zu auch Menschen heraus, besonders Chinesen, deren starken, wennschon nicht angenehmen Rassegeruch sie offenbar auf größeren Abstand wittern, als die Spuren der doch wesentlich reinlicheren, russischen Ansiedler, die ihrem frischen Aussehen nach sich im Sommer offenbar täglich wuschen Im Winter freilich soll da hinten im fernen Osten der Seifengebrauch beträchtlich geringer sein. Angenehme Erfrischung bot uns eine sehr gemütliche Wiener Brauerei draußen im Freien vor der Stadt. Freilich das Bier schmeckte ein bißchen asiatisch, aber die Bedienung war echt wienerisch, machte uns nüchternen Norddeutschen deshalb besonderen Spaß. Weniger gefiel uns auf dem Rückweg die polnische Wirtschaft in einer Konditorei, wo der Wirt im Nebenzimmer seine Frau prügelte, solange er keine Gäste zu bedienen brauchte. Aber sein Kuchen war nicht schlecht; nur asiatische Preise verstand er zu nehmen. Den Abend brachten wir sehr gemütlich mit deutschen Kaufleuten zu, die sich schon damals in Wladiwostok eine sehr angesehene Stellung errungen hatten, wie ja überhaupt der deutsche Kaufmann in Rußland noch aus der Hansazeit her hochgeachtet ist.

Schon am nächsten Tage, am 14. August, mußten wir den gastlichen Hafen von Wladiwostok verlassen. Von unseren russischen und deutschen Freunden hatten wir schon am Tage vorher Abschied genommen. Um so größer war unsere Überraschung, als schon früh am Morgen im Admiralsgarten ganz Wladiwostok, soweit es unsere Bekannten waren, abwartend auf und ab spazierte. Um 9 Uhr früh hatten wir Anker gelichtet; gleichzeitig setzten sich unsere beiden

Schiffe in Fahrt. Da ertönte vom Admiralsgarten her als Abschiedsgruß die „Wacht am Rhein". Alle Damen und Herren strömten auf die Bootsanlegebrücke und winkten uns lebhafteste Abschiedsgrüße mit Tüchern und Händen zu. Wir dankten mit drei donnernden Hurras, die sofort von den russischen Schiffen ebenso brausend erwidert wurden. Die Engländer aber machten sehr erstaunte Gesichter über diese ganz unvermuteten Gefühlsausbrüche. Es wäre ihnen viel lieber gewesen, wenn wir uns auch mit den Russen wie Katze und Hund gestanden hätten.

Band III [20 Bogen mit 16 Vollbildern und 1 Dreifarbendruck] geb. M. 4.50.

Gewidmet Sr. Hoheit dem Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Vorwort. Von Admiralitätsrat G. Wislicenus.
v. Neumayer, Wirkl. Geheimer Rat, Professor Dr. Ritter, Besteigung des Kosciuskoberges in den australischen Alpen.
v. Werner, Vizeadmiral z. D., Im Boot auf dem Ozean.
v. Liebert, Generalleutnant z. D., Eine Reise zum Kilima-Ndscharo.
— Dar-es-Salam.
Kühne, Vizeadmiral z. D., Die erste preußische Expedition nach Ostasien.
Dr. Graf v. Pfeil, Meine erste Forschungsreise.
Graf v. Bernstorff, Korvettenkapitän a. D., Lamajagd in Patagonien.
Dr. O. Franke, Legationssekretär, In den Diamantbergen von Korea.
Jerrmann, Kapitän Ludwig, Entmastet.
Leue, Hauptmann a. D., Ostafrikanische Löwen.
Dr. Schulze, Von der Altmark nach Atchin.
Joh. Wilda, Wie eine „Weite Fahrt" anno 70 unterbrochen wurde.
Gerstung, Korvettenkapitän a. D., Ueberraschung auf hoher See.
Schwabe, Hauptmann Kurd, Von Tsingtau nach Nanking.
P. S., Zuviel Nächstenliebe.
Jerrmann, Kapitän Ludwig, Ohne Loots.
P. S., Im Kochboot.
Wislicenus, Admiralitätsrat, Von Aomori nach Wladiwostok.

Band IV [21½ Bogen mit 19 Vollbildern] geb. M. 4.50.

Gewidmet Sr. Hoheit dem Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Geleitswort. Von Admiralitätsrat G. Wislicenus.
v. Liebert, Generalleutnant z. D., Hermann von Wißmann †.
Graf v. Arnim, Leutnant, Patrouillenritte im Hererolande.
v. Liebert, Generalleutnant z. D., Uhehe als deutsches Siedlungsland.
Rosendahl, Konteradmiral z. D., Unsre Panzerdivision im Boxerkriege.
v. Schkopp, Eberhard, Aus Marokkos Vergangenheit und Gegenwart.
Meuß, Kapitän zur See z. D., Meine Begegnungen mit Malietoa Laupepa von Samoa.
v. Morgen, Oberstleutnant C., Kamerun.
Kurt Hildebrand v. d. Marwitz, Leutnant, Brief eines, der auszog und nicht heimkehren wird.
Goedel, Konsistorialrat, Marineoberpfarrer, Japanisches.
Dr. Sander, Marinestabsarzt a. D., Eine Nilpferdjagd auf dem Wami.
Dr. O. Finsch, Kaiser Wilhelms-Land.
Schwabe, Hauptmann, Ein Jagdritt in Südwestafrika.
Heims, Marinepfarrer, Die chinesische Mauer.
Leue, Hauptmann A., Mein Konversationslexikon.
Leßner, Oberleutnant, Aus meinen Kameruner Briefen.
Fritsch, Oberleutnant, Kreuz und quer durch Peking.
Dr. Kuhn, Stabsarzt, Ein Ritt ins Sandfeld in Südwestafrika.

Band V [20 Bogen 29 Bilder] geb. M. 4.50.

Gewidmet Sr. Hoheit dem Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Geleitswort. Von Admiralitätsrat Wislicenus.
von Neumayer, Wirkl. Geh. Rat, Professor Dr., Ein deutscher Seemann und die Goldausbeute in Australien.
Frau **Margarethe von Eckenbrecher**, Padleben in Südwest-Afrika.
Kühne, Vizeadmiral a. D., Erinnerungen von der ersten preuß. Expedition nach Ostasien.
Meuß, Kapitän z. S. z. D., Das deutsche Denkmal in Taipinsan.
Leßner, Hauptmann, Aus meinen Kameruner Briefen. II.
Schlieper, Kapitän z. S., Erinnerung an die Seymour-Expedition 1900.
Frau **Helene von Falkenhausen**, Ein Farmerheim im Hereroland.
Johannes Wilda, Vom Pugetsound nach Alaska.
Stuhlmann, Oberleutnant, Aus dem Kriegsleben in Südwest-Afrika.
Prager, Kapitän, Der Ausbruch eines unterseeischen Vulkans. Die Vulkaninsel Niu-afu.
Dr. **Gerhard**, Jagdleben am oberen Mississippi.
Leue, Hauptmann a. D., Nach Aruscha.

Druck von Fr. Richter, G. m. b. H., Leipzig.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 05 08 05 007 7